

# stimme

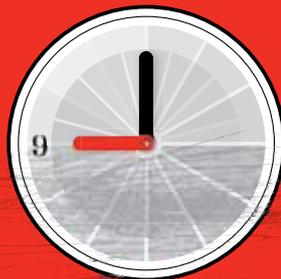
Zeitschrift der Initiative Minderheiten

86

Frühling 2013

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



Brüche und Kontinuitäten >>



# Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

## **Bürgerinnen- und Bürgerservice**

Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)  
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr

[service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)  
[bundeskanzleramt.at](http://bundeskanzleramt.at)

## **Servicezentrum HELP.gv.at**

Informationen, Beratung und  
Unterstützung zu E-Government,  
Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang  
Schauflegasse), 1014 Wien  
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr

[help.gv.at](http://help.gv.at)





## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstrasse 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | [office@initiative.minderheiten.at](mailto:office@initiative.minderheiten.at) | [stimme@initiative.minderheiten.at](mailto:stimme@initiative.minderheiten.at)

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Kahlauer, Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydođdu, Hakan Gürses**

Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | [fazz@fazz3.net](mailto:fazz@fazz3.net)

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | [office@dfd.co.at](mailto:office@dfd.co.at)

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | [office@initiative.minderheiten.at](mailto:office@initiative.minderheiten.at)

Abo-service: **Kai Kovrigar** | [abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: [www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)

[www.zeitschrift-stimme.at](http://www.zeitschrift-stimme.at)

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**  
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmung**  
Erinnern und Vergessen  
Hakan Gürses
- 08–09** | **Der Gebrauch der Geschichte**  
Hakan Gürses
- 10–11** | **Erziehung nach/über Auschwitz**  
Von Ansprüchen, Versäumnissen und Möglichkeiten  
Elke Rajal
- 12–14** | **„1938 wurde vom Endpunkt zum Anfangspunkt“**  
Historikerin Heidemarie Uhl im Gespräch mit Gerd Valchars
- 15–17** | **Schatten der Vergangenheit**  
Die Verfolgung von Menschen mit Behinderungen im Nationalsozialismus und ihre Nachwirkungen | Marianne Schulze
- 18–20** | **Die Erinnerung, die dich heimsucht**  
Über das Mahnmal von Tatiana Lecomte  
Verena Gamper
- 21** | **Gerlinde Haid (1943-2012)**  
Innovativ, streitbar und beharrlich  
Ursula Hemetek
- 22–23** | **Cejla Stojka (1933–2013)**  
Ausbruch aus dem Gefängnis des Schweigens  
Beate Eder-Jordan
- 24–25** | **In alter Tradition**  
Die oft negativen Nachrichten aus Ungarn haben eine lange Vorgeschichte | Tamás Müller
- 26–27** | **Kleine winterliche Wahrschau**  
Erwin Riess
- 28–29** | **Nachlese**  
Wer protestiert, wird abgeschoben  
Alexandra Siebenhofer
- 30** | **Kahlauers Tagebuch**  
Im März 2013
- 31** | **Auszeichnung für Radio Stimme**  
„Straßenbefragung“ gewinnt Radiopreis der Erwachsenenbildung  
Ida Divinzenz
- 32–33** | **Lektüre**  
Rezensionen

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** **STIMME** - Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Foto: Radio Agora

## Sanktionen gegen Radio Agora

**R**adio Agora, das mehrsprachige, freie und nichtkommerzielle Radio in Kärnten/Koroška ist nicht mehr Teil des EU-Projekts „Integrationsdrehscheibe Kärnten“. Für den Ausschluss sorgte die Kärntner Landesregierung. Radio-Agora-Geschäftsführerin **Angelika Hödl**, seit 2008 ehrenamtlich im „Komitee für mehr Menschlichkeit und Toleranz“ tätig, hatte den (ehemaligen) Flüchtlingsbeauftragten des Landes, Gernot Steiner, mit den Umständen der Unterbringung der Flüchtlinge auf der so genannten „Sonderanstalt für mutmaßlich straffällige Asylbewerber“ auf der Saualm konfrontiert und öffentlich kritisiert. Steiner reagierte im Gegenzug auf die Kritik mit dem nachträglichen Ausschluss von **Radio Agora** aus dem Projekt. Er wolle „die Hödl“ nicht dabei haben, soll er dem Projektträger **bfi** gesagt haben.

Eine schriftliche Begründung der Ausschließung Radio Agoras aus der „Integrationsdrehscheibe“ liegt erst seit dem Bekanntwerden des Falls in den Medien vor: Ein E-Mail der Steiner-Nachfolgerin Barbara Payer besagt, das Projekt von Radio Agora hätte zu wenig Punkte bekommen. Der inoffizielle und wohl eigentliche Grund wurde dem Projektträger **bfi** mündlich kommuniziert: Agora sei „politisch nicht gewollt“.

Die nun fehlende Summe von 15.000 € sei zwar für Radio Agora nicht existenzgefährdend, da damit ein Zusatzprojekt verwirklicht worden wäre. Trotzdem ärgerlich und schade: **Radio Agora** hätte die Berichterstattung gemeinsam mit MigrantInnen gestaltet, die dafür eigens eingeschult worden wären.

<http://www.agora.at/>

## Barrierefrei tanzen auf dem Diversity Ball

**D**er 6. **Diversity Ball** findet am 27. April 2013 im Kursalon Wien statt. Eingeladen sind „die vielfältigsten Menschen vom Planeten Erde“, Menschen unterschiedlicher Sprache, Herkunft, Religion und Weltanschauung, Gehörlose und Hörende, Menschen im Rollstuhl und Gehende, Frauen und Männer, miteinander barrierefrei zu tanzen.

Dem Veranstalter **equalizent** – ein Qualifikationszentrum für Gehörlosigkeit, Gebärdensprache, Schwerhörigkeit und Diversity Management – ist es gelungen, auch dank

zahlreicher UnterstützerInnen, dem **Diversity Ball** seit 2008 zu immer größerer Beliebtheit zu verhelfen.

Zu den Programmhöhepunkten 2013 gehören die Musicalsängerin und Kabarettistin Eva Maria Marold, Gebärdensrap mir Branislav Zdravkovic, **DanceAbility** – eine Tanzperformance von Menschen mit und ohne Behinderungen – sowie die Salon Kitty Revue mit einer Burlesque-Show. Durch den Ball führen Marianne Schulze (Monitoringausschuss der UN-Behindertenrechtskonvention) und der Kabarettist Fifi Pissecker.

## Aufruf für Projekte zur politischen Erwachsenenbildung

**A**uch im Jahr 2013 vergibt die **Österreichische Gesellschaft für Politische Bildung** Fördermittel für Projekte der politischen Erwachsenenbildung. Einrichtungen aus den Mitgliedsbundesländern Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg können bis zum **30. April 2013** ihre Projekte **online** einreichen.

Mindestens 60 Prozent der gesamten Fördermittel 2013 werden für Projekte zu folgenden Schwerpunktthemen eingesetzt:

- Minderheiten in Europa und europäische Minderheitenpolitik
- Equal Pay: Modelle, Erfahrungen, Zugänge
- Politische Literatur – Politik in der Literatur
- Neue Formen, Mittel und Plattformen des Politischen
- Barrierefreiheit in der Erwachsenenbildung und den öffentlichen Büchereien

Für das Online-Antragsformular und weitere Informationen zur Ausschreibung:

<http://www.politischebildung.at/oegpb/ausschreibung/2013/>

## Hat (nichts) mit mir zu tun!

**U**nter diesem Titel lädt das Forscherinnenteam des **Ludwig Boltzmann-Institutes für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit** am 10. April 2013 zu einer Tagung zum Umgang mit Migration(en) in Schulbüchern und Unterricht ein.

Die internationale Tagung ist der Abschluss des seit 2011 laufenden Forschungsprojekts „Migration(en) im Schulbuch“, gefördert durch das Forschungsprogramm des Bundes-

ministeriums für Wissenschaft und Forschung *Sparkling Science*.

Im Zentrum des Projekts stand die Erfassung und kritische Analyse der in österreichischen Schulbüchern vermittelten Migrationsnarrative und Repräsentationen von „Menschen mit Migrationshintergrund“. Welche österreichischen und europäischen Migrationsgeschichten werden in den Schulbüchern tradiert, welche werden marginalisiert oder „vergessen“? Auf welche Weise werden „Menschen mit Migrationshintergrund“ dargestellt? Diese Fragen wurden einer kritischen Analyse nicht nur durch WissenschaftlerInnen, sondern auch durch LehrerInnen und SchülerInnen unterzogen. Im Rahmen von Workshops in acht Klassen (HS, AHS, HTL bzw. HAK) an zwei Standorten in Österreich analysierten SchülerInnen – angeleitet von den und moderiert durch die WissenschaftlerInnen – ihre eigenen Schulbücher.

**10. April 2013, Aula am Campus der Universität Wien (Altes AKH)**

Für das Tagungsprogramm:

[www.migrationen-im-schulbuch.at](http://www.migrationen-im-schulbuch.at)

[www.diversityball.at](http://www.diversityball.at)

**D**er Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich im März 1938 jährt sich heuer zum 75. Mal. Der 12. März 1938 markiert den Beginn einer ungeheuerlichen Vertreibung, Verfolgung und Ermordung von Millionen Menschen aufgrund ihres Jüdisch-Seins, ihrer ethnischen Herkunft, sexuellen Orientierung, körperlichen oder psychischen Behinderung, Religion, ihres Widerstands gegen die NS-Diktatur oder der Kriegsdienstverweigerung. Insofern stellt 1938 auch einen vollständigen Wandel in der Minderheitenpolitik dar: die systematische Verfolgung von allen Minderheitengruppen. Und zwar auch von denen, die im Austrofaschismus nicht im Mittelpunkt der Ausgrenzung standen.

Für die erste Ausgabe 2013 haben wir unsere Autorinnen und Autoren eingeladen, sich mit dem geschichtspolitischen Umgang Österreichs mit der belasteten Vergangenheit, mit Brüchen und Kontinuitäten zu befassen.

Einleitend beschäftigt sich der Philosoph **Hakan Gürses** mit der Frage, ob die Formel „Erinnern/Gedenken ist gleich Aufklärung, Vergessen/Verdrängen ist gleich Manipulation“ heute noch gültig ist. Sowohl Antisemitismus, als auch die Frage von Schuld und Täterschaft bleiben in der schulischen Bildungsarbeit nach wie vor ausgespart. Ausgehend von Theodor W. Adornos Texten befasst sich die Politologin **Elke Rajal** mit dem Konzept einer „Erziehung nach Auschwitz“. Die Historikerin **Heidemarie Uhl** erklärt im Interview mit dem Politologen **Gerd Valchars**, welche Bedeutung das Jahr 1938 heute als Gedenkjahr hat. Die Menschenrechtsexpertin **Marianne Schulze** analysiert in ihrem Beitrag die gesellschaftspolitischen Auswirkungen der NS-Eugenik auf die Nachkriegszeit. Die Künstlerin **Tatjana Lecomte** schickte im Laufe eines Jahres 17.500 eigenhändig beschriftete Postkarten an die BewohnerInnen von St. Pölten – als ein Mahnmal, das von der Kunsthistorikerin **Verena Gamper** vorgestellt wird.

In dieser Ausgabe starten wir eine Serie zu Ungarn. Der Anlass ist die demokratiepolitisch höchst bedenkliche Politik der rechtskonservativen Regierungspartei **Fidesz** und ihr Umgang mit Minderheiten, insbesondere den ungarischen Roma. Den Anfang macht der Journalist **Tamás Müller** mit einer Analyse der vergangenen 25 Jahre, in denen seiner Meinung nach der Boden für die Empfänglichkeit für rechte Politik vorbereitet wurde.

In seiner *Kleinen winterlichen Wahrschau* spannt **Erwin Riess** einen Bogen von Griechenland über Ungarn nach Österreich und warnt – gleich den Lotsen in Binnengewässern – vor den gefährlichen Untiefen etwa einer Dauerrezession und dem Rückbau der Sozialleistungen.

Die **Initiative Minderheiten** trauert um zwei großartige Menschen, die in den vergangenen Monaten von uns gegangen sind. Wir bringen Nachrufe auf **Gerlinde Haid** von **Ursula Hemetek** und auf **Ceija Stojka** von **Beate Eder-Jordan**.

Die **Radio-Stimme** „Nachlese“ greift ausnahmsweise auf eine erst kommende Sendung vor und analysiert die aktuelle mediale Diskussion über die Flüchtlingsproteste, die sich unter anderem auch um „Missbrauch der Flüchtlinge durch AktivistInnen“ dreht.

**In eigener Sache**

Die **Initiative Minderheiten** startete Anfang März gemeinsam mit dem Romano Centro, dem Verein Roma-Service und der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung ein neues Bildungsprojekt. *Roma Bildungs- und Ausbildungsstudie (ROMBAS)* ist ein Teilprojekt des vom bm:ukk und dem Europäischen Sozialfonds geförderten Gesamtprojekts *VIV – Inklusion und höhere Bildungsabschlüsse* (gemeinsam mit der VHS Wien und der VHS Linz) und dauert bis August 2014. Eine qualitativ-empirische Untersuchung soll neue Aufschlüsse über die Bildungs- und Ausbildungssituation der Roma in Österreich bieten, um daraus zielgerichtete Initiativen zur Verbesserung entwickeln zu können. Roma-Angehörige werden dabei als ForscherInnen eine zentrale Rolle spielen. Das Projekt wird mit einer Publikation zur Studie und einer Tagung abgeschlossen. In den nächsten Ausgaben werden wir über die Projektfortschritte berichten.

Eine anregende Lektüre wünscht  
**Gamze Ongan** | Chefredakteurin

**Brüche  
&  
Kontinuitäten**

# Erinnern und Vergessen

## Eine ungewöhnliche Kolumne

**D**rei Gründe verleiten mich zu dieser Tat, die in der Geschichte der veröffentlichten Kolumnen wohl ihresgleichen sucht. Erstens, ich habe für die Thema-Rubrik dieses Heftes einen Text verfasst, und dieser Akt hat einen erheblichen Überschuss an Textbausteinen erzeugt, den ich ungern der Mülltonne meines Computers überantworten will. Zweitens, ich habe die Zeit, die ich gewöhnlich für diese Kolumne hier brauche, dafür verbraucht, den Überschuss an Textbausteinen aus dem besagten Text zu entfernen, danach den jeweils vorhergehenden und nachfolgenden Absatz anzupassen. Drittens, einige der hier verbreiteten Gedanken scheinen mir einen guten Anschluss zu bilden zu einem früheren Heft-Thema der STIMME mit dem Titel „Warum die Türken?“ Womit ich sodann bei „Anschluss“, dem Thema der vorliegenden Ausgabe wäre. Diese ungewöhnliche Kolumne ist also als Vorrede zu meinem Beitrag im Heftinneren (oder aber umgekehrt) zu lesen. Zudem wird sie mit einer Preisfrage schließen.

Als die Fernsehserie *Muhteşem Yüzyıl* („Das prächtige Jahrhundert“), in der die Regentschaft des osmanischen Sultans Süleyman I. vornehmlich aus der Perspektive des Harems und mit entsprechend viel Dekolleté erzählt wird, vor zwei Jahren startete, fiel die Reaktion der Regierung und der politisch radikalen MuslimInnen in der Türkei sehr heftig aus. Es gab landesweit Demonstrationen für das Verbot der Seifenoper, einige DarstellerInnen bekamen sogar Todesdrohungen. Der Kern des Unbehagens: Der prächtige Sultan der Osmanen sei kein sexbesessener Mann gewesen, der seine Entscheidungen von der Libido diktieren ließ, wie es die Serie suggerieren wolle.

Mag die türkische Regierung auch heute gegen die Serie sein; zwei Jahre nach der Ausstrahlung der ersten Folge läuft *Muhteşem Yüzyıl* in fast 60 Ländern, darunter Griechenland, Serbien und vielen arabischen Staaten – mit auch einigem ideologischen Erfolg, wenn wir medialen und persönlichen Berichten glauben wollen. Das Image des grausamen, unzivilisierten Türken werde für Millionen wöchentlicher ZuschauerInnen zunehmend durch ein äußerst positives Osmanen-Bild abgelöst: anmutige, höfliche Männer und Frauen, die in einer multikulturellen Gesellschaft lebend zivilisierten *Dallas*-ähnlichen Intrigen frönen. Eine späte Korrektur des orientalistischen Klischees durch die ebenso erfundene Historienromantik jenseits von Türken-Plage, Ehrenmord und Gastarbeiterdeutsch. Die offizielle Türkei hinkt somit in Sachen historisch-nationaler Imagepflege der Unterhaltungsindustrie hinterher. Eigentlich hätten NationalistInnen und IslamistInnen jeden Grund, die Soap mit allen Mitteln zu unterstützen!

Gelegentlich tragen umgekehrt auch offizielle Eingriffe in das kollektive Gedächtnis seltsame Früchte. Als der Dr.-Karl-Lueger-Ring vergangenen Frühling in Universitätsring umbenannt wurde, fielen die Reaktionen von Parteien vorerst wenig überraschend aus. Der zuständige Wiener Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny (SPÖ) begründete den Akt als einen „entscheidenden Schritt hin zum sorgsamem Umgang mit der Vergangenheit“, womit er auch die Position der Grünen zum Ausdruck brachte. Der Wiener ÖVP-Obmann Manfred Juračka warf der Stadtregierung vor, sich als moralische Instanz aufzuspielen, und die FPÖ bezeichnete die Umbenennung – erwartungsgemäß – als Skandal. Das Beispiel des Klubobmanns der Wiener Freiheitlichen, Johann Gudenus, ließ indes aufhorchen: Warum dürfe es denn noch mit der Zustimmung von Rot-Grün einen Dr.-Karl-Renner-Ring geben? „Dabei hat der Sozialdemokrat den Anschluss unseres Heimatlandes an Deutschland am 12. März 1938 ausdrücklich begrüßt.“ Ein radikaler Freiheitlicher, der gegen den „Anschluss“ wettet?

Wer übernimmt nun das Erbe des Einmarsches deutscher Truppen nach Österreich im Jahr 1938? Wer führte ihn damals herbei, wer war dagegen, und aus welchen Gründen? Wer gibt die verbindlichen Antworten auf diese Fragen? Dazu gesellen sich weitere, allgemein gehaltene Fragen: Warum erinnern? Wozu Jahrestage, Denkmäler, Museen und Gedenkstätten? Damit wir von der Vergangenheit lernen für die Gegenwart? Geschichte tritt allerdings bisweilen viel „gegenwärtiger“ auf, als uns lieb sein dürfte. Das Feld namens Geschichtspolitik ist, gelinde gesagt, heiß umkämpft. Dieser hegemoniale Kampf gehorcht aber keineswegs im Voraus festgelegten oder vertraglich vereinbarten Kräfteverhältnissen, wie manche behaupten, wenn sie mit Wendungen wie „Definitionsmacht“ oder „demokratische Aushandlungsprozesse“ um sich werfen.

Zuweilen können die Gewinner des Ringens um Hegemonie anders aussehen als erwartet. Im Ringstraßen-Getümmel war auch die leise, aber zielsichere Wortmeldung des Rektors der – namengebenden – Universität Wien, Heinz Engl, zu vernehmen. Er hielt sich von zeithistorisch-politischen Stellungnahmen fern und lobte die durch die neue Bezeichnung hergestellte „Verbindung zwischen Stadt und Universität“. Die Uni habe nun, kurz vor ihrem 650-Jahre-Jubiläum, endlich eine „Ring-Adresse“. Was ist Zeitgeschichte gegen 650 Jahre!

Im Übrigen: Bevor der heutige Universitätsring Dr.-Karl-Lueger-Ring hieß, hatte er zwei Namen bekommen: nach seiner Fertigstellung 1870 „Franzensring“ und nach Ende der Monarchie „Ring des 12. November“. Schon folgt die angekündigte Preisfrage: Was passierte am 12. November?



# Brüche & Kontinuitäten

In Wien ist es im März noch tiefer Winter  
Ende Jänner sagen die Wiener schon es ist Frühling  
aber noch Ende März ist es tiefer Winter

Thomas Bernhard: Heldenplatz, 1988

» **stimme** \_Thema >>

# Der Gebrauch der Geschichte

**G**eschichte wird „gemacht“, indem wir uns an ausgewählte Sequenzen der Vergangenheit erinnern und dabei diese zu erinnernden Sequenzen – mit Hilfe der zu vergessenden – erst recht hervorbringen. Auch dieses *Wir* steht vor der Erinnerung noch nicht fest, es ist ein flüchtiges Selbstverständnis, ein Provisorium, das stets von Neuem konstituiert und sich seiner selbst gewahr werden muss.

Der Historiker Eric Hobsbawm sagte einst, die Geschichte bilde das Rohmaterial für nationalistische, ethnische oder fundamentalistische Ideologien – wie Mohn der Rohstoff für Heroinabhängigkeit sei. Geschichte als Selbstbedienungsladen für rechte Ewiggestrige, die just jene „Waren“ aus dem Regal in den Einkaufskorb befördern, welche ihren nationalistischen Appetit auf kollektive Identität stillen sollen?

Aus zwei Gründen wäre dieses Bild unvollkommen: Erstens gibt es keine historische „Ware“, die maßgeschneidert ist für eine bestimmte politische Absicht. Vielmehr muss jeder Benutzung historischer Daten deren Verformung vorangehen. Bevor man historische „Fakten“ für politische Zwecke einspannen kann, müssen sie erst zu solchen Fakten verarbeitet werden. In diesem Zusammenhang spricht auch Eric Hobsbawm von der „Erfindung der Vergangenheit“. Zweitens gilt die Instrumentalisierung des Vergangenen nicht nur für die rechten, nationalistischen und religiös-fundamentalistischen Ideologien; die Aufarbeitung der Geschichte steht auch und vor allem in einer politisch aufgeklärten Tradition.

## Erinnerungskultur und Geschichtspolitik

Entscheidend sind hier allerdings einige Unterschiede: Während sich der

rechtskonservative Blick eher auf die weiter zurückliegende Vergangenheit richtet und darin *die Geschichte* ausmacht, fokussieren aufklärende Augen auf Zeitgeschichte. Für dieses konnotierte Unternehmen steht wiederum der Terminus *Erinnerungskultur* – ein Wort, das, so der Historiker Christoph Corneliessen, „zunehmend an die Stelle der älteren, vergleichsweise pathetisch konnotierten Formulierung ‚Vergangenheitsbewältigung‘ gerückt ist“. Was bedeutet aber *Erinnerungskultur*? Corneliessen weiter: „Erinnerungskulturen sind immer das Ergebnis konfliktreicher politischer und gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. [...] In der Definition des Münchner Historikers Hans-Günter Hockerts stellt ‚Erinnerungskultur‘ einen ‚lockeren Sammelbegriff für die Gesamtheit des nicht spezifisch wissenschaftlichen Gebrauchs der Geschichte für die Öffentlichkeit‘ dar.“

Es gibt also mehrere Weisen, Geschichte für verschiedene Zielgruppen und Zwecke zu „gebrauchen“: etwa für die Wissenschaft und für die Öffentlichkeit. *Geschichtspolitik* ist ein anderes Wort hierzu, das etwas weniger ethisch und pathetisch klingt als Erinnerungskultur, dafür eher realistisch-machiavellistisch. Die erwähnten politischen und gesellschaftlichen „Aushandlungsprozesse“ sind nichts anderes als das Aufprallen von Ge-

schichtpolitiken aufeinander. Zudem bringt das Wort einen wichtigen Akteur ins Spiel, der insbesondere hierzulande einen nachgerade makellosen Ruf besitzt: den *Staat*. Geschichtspolitik ist die durch den Staat gewährleistete Verpflanzung der Erinnerungskultur ins Herz der Bevölkerung.

Gemeinsam ist beiden Begriffen: In ihnen wird ein virulenter Zwiespalt hörbar. Geschichte wird „gemacht“, indem wir uns an ausgewählte Sequenzen der Vergangenheit erinnern und dabei diese zu erinnernden Sequenzen – mit Hilfe der zu vergessenden – erst recht hervorbringen. Auch dieses *Wir* steht vor der Erinnerung noch nicht fest, es ist ein flüchtiges Selbstverständnis, ein Provisorium, das stets von Neuem konstituiert und sich seiner selbst gewahr werden muss. Ein simples Resultat daraus ist, dass praktisch jede Gesellschaftsgruppe, jedes politische Subjekt zwecks Selbstkonstruktion von der Geschichte Gebrauch machen kann.

Anders ausgedrückt: Entgegen der Annahme, die dem politischen Mief der Nachkriegsjahre verschuldet ist, verläuft die Grenze zwischen Gut und Böse respektive Aufklärung und Manipulation nicht (mehr) entlang des Gegensatzes von Erinnern versus Vergessen. Unsere Zeit scheint sich Erinnerungsfleiß angeeignet zu haben:

Es geht heute um die Frage, *woran* erinnert wird und *was* zu vergessen ist. Rechts und Links definieren sich nicht durch Gedenken versus Verdrängen, sondern durch den Inhalt, das Inventar des Gedachten und Verdrängten. Dieser Umstand hat ein gewichtiges Dilemma zur Konsequenz: Was tun, wenn Erinnern und Gedenken selbst keine Garanten mehr dafür sind, auf Seiten der Aufklärung und des moralisch Guten zu stehen? Wie sich angesichts der Instrumentalisierbarkeit der (Zeit-)Geschichte noch für die Erinnerung einsetzen?

---

### Gedächtnis-Formen

---

Wahrscheinlich kann eine differenzierte Betrachtung der relevanten Begriffe – Erinnerung, Gedächtnis, Geschichte, Tradition, Kultur, Kanon und Interpretation – einen Ausweg aus dem Dilemma bieten. Es gibt auch Theorieansätze, die diese Aufgabe erfüllen, allen voran die Arbeiten von Aleida Assmann und Jan Assmann, in denen – in Anlehnung an Maurice Halbwachs' Begriff *kollektives Gedächtnis* – das Gedächtnis ausführlich analysiert wird.

Seit Anfang der 1990er-Jahre haben die beiden AutorInnen verschiedene Formen des Gedächtnisses unterschieden – wenn auch diese im Laufe ihrer Forschung verschiedentlich benannt und umbenannt. Sie gehen von der Halbwachs-Annahme aus, dass jedes Gedächtnis kollektiv geprägt und nur in einem sozialen Kontext möglich ist. Der kollektive Aspekt wird vor allem darin deutlich, dass ich meine Erfahrungen mit anderen teilen muss, damit sie überhaupt in mein Gedächtnis einfließen können. Geschichte folgt dieser gelebten Erinnerung; wo diese aufhört, fängt jene an. Jan Assmann greift hier korrigierend ein:

„Nach Halbwachs ist das kollektive Gedächtnis [...] nicht nur gegen die Geschichte abgegrenzt, sondern auch gegen jene organisierten und objektivierten Formen der Erinnerung, die er

unter dem Begriff der ‚Tradition‘ zusammenfasst. Tradition ist für ihn keine Form, sondern eine Verformung der Erinnerung. Dies ist der Punkt, an dem wir Halbwachs nicht folgen können. [...] Daher verwenden wir den Begriff des (kollektiven) Gedächtnisses als Oberbegriff, innerhalb dessen wir zwischen dem ‚kommunikativen‘ und dem ‚kulturellen‘ Gedächtnis unterscheiden.“

Das *kommunikative* Gedächtnis beruht auf jüngeren Erinnerungen, die eine Person mit ihren ZeitgenossInnen teilt. Es wird von „ZeitzeugInnen“ und deren individuellen Biografien getragen und überdauert daher höchstens drei bis vier Generationen. Das Bewusstsein dieser kurzen Lebenszeit des kommunikativen Erinnerns machte wohl auch *Oral History* zu einem wichtigen Forschungszweig der Zeitgeschichte. Das *kulturelle* Gedächtnis hingegen ist auf Fixpunkte, allesamt symbolische Figuren, in der Vergangenheit ausgerichtet. Seine TrägerInnen sind keine unspezifischen ZeitzeugInnen, sondern auserwählte Personen. Dazu gehören etwa PriesterInnen, LehrerInnen, KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen. Was in das kulturelle Gedächtnis einfließt, zur Konstruktion der kollektiven Identitäten in der Jetztzeit beiträgt und zugleich für die kommenden Generationen festgehalten wird, bestimmen diese TrägerInnen erheblich mit.

Daraus folgt eine Präzisierung des oben ausgeführten Dilemmas: Mag auch jede Gruppe die Geschichte nach eigenem Gutdünken und entlang eigener Interessen „machen“; eine Gleichheit im Sinne der Hörbarkeit der je eigenen Geschichte besteht unter diesen Gruppen nicht. Vielmehr ist die Geschichte ein wesentlicher Schauplatz, auf dem der Kampf um die gesellschaftliche Dominanz, um die *kulturelle Hegemonie* ausgetragen wird. Hegemonie ist jedoch keine vereinbarte Sache, sondern ein ständiges Ringen um die Dominanz – auch – der „eigenen“ Geschichtsdeutung.

Wiewohl eine solche Präzisierung der Beliebigkeit in der Geschichtspolitik Grenzen setzt, löst sie freilich das ethische Problem nicht, wie sich nämlich Erinnerungskultur und das moralisch Gute gegenseitig begründen mögen. Ob einer anderen, für diese Frage entscheidenden These, grundlegende Regeln in der Grammatik des kollektiven Gedächtnisses hätten sich verändert, zuzustimmen ist, kann ich hier nicht behandeln. Abschließend möchte ich diese – insbesondere von Aleida Assmann vertretene – These kurz zitieren, um Interpretationen Raum zu lassen:

„Bis vor kurzem [...] ging [es] darum, ein heroisches Selbstbild der Gruppe zu konstruieren und es mithilfe von Feindbildern mythisch zu überhöhen. Eine entscheidende Wende vollzog sich in der Vergangenheitspolitik seit den 1990er-Jahren, als verschiedene Staaten damit begannen, ihre historische Schuld zu reflektieren und in Formen öffentlicher Bekenntnisse in ihr Selbstbild aufzunehmen.“

---

### Literatur:

---

Aleida Assmann: Gedächtnis-Formen

-- : Kollektives Gedächtnis

Christoph Cornelißen: Erinnern in Europa

Peter Steinbach: Politik mit Geschichte – Geschichtspolitik? (alle 2008, unter: [www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung](http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung))

Jan Assmann: Körper und Schrift als Gedächtnisspeicher. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, 2006. [www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/JAssmann1.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/JAssmann1.pdf)

-- : Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 2005 (1992).

Eric Hobsbawm: Die Erfindung der Vergangenheit, 1994. <http://www.zeit.de/1994/37/die-erfindung-der-vergangenheit> (Stand 10. 3. 2013)

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.

# Erziehung nach/über Auschwitz

## Von Ansprüchen, Versäumnissen und Möglichkeiten

**W**enn ich im Folgenden von „Erziehung nach Auschwitz“ schreibe, so ist damit nicht das gesamte Feld der Erziehung nach 1945 gemeint, sondern der gleichnamige Vortrag des Philosophen Theodor W. Adorno (1966). In diesem und in einer Vielzahl weiterer Texte geht Adorno darauf ein, wie Erziehung angesichts des nationalsozialistischen Menschheitsverbrechens aussehen solle und vielmehr noch, wie nicht. Das daraus ableitbare Konzept einer „Erziehung nach Auschwitz“ ist dabei keineswegs auf Aufklärung über Auschwitz reduzierbar, davon jedoch auch nicht trennbar.

„Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung.“ (Adorno 1970: 88) Dieser kategorische Imperativ Adornos wurde umfassend rezipiert. Oft phrasenhaft niedergebügelt zu einem „Nie wieder!“, ging jedoch sukzessive die Bedeutung verloren, die Adorno der Erziehung beimaß. Da Erziehung nicht in einem Vakuum stattfindet, verstand er sie jedoch nicht als Allheilmittel für gesellschaftliche Missstände. Im Gegenteil: Die sozioökonomischen Verhältnisse würden wie ein Druck auf die Menschen wirken, der alle Erziehung überwiege. Dies bezeichnete Adorno als den „düsteren Aspekt einer Erziehung nach Auschwitz“ (ebd.: 101). Dennoch versprach er sich von einer „Erziehung zur Mündigkeit“ einen Beitrag zur notwendigen Entbarbarisierung. Da er die „Möglichkeit, die objektiven, nämlich gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen, die solche Ereignisse [Auschwitz] ausbrüten, zu verändern [...] aufs äußerste beschränkt“ sah, seien „Versuche, der Wiederholung entgegenzuarbeiten, notwendig auf die subjektive Seite abgedrängt“ (ebd.: 89). Ohne auf Kritik am gesellschaftlichen Gesamtbetrieb zu verzichten, stellt der Versuch, mündige und (zumindest relativ gesehen) autonome Subjekte zu erziehen und eine kritische Öffentlichkeit zu etablieren,

die unmittelbare Notwendigkeit in den Vordergrund, einen Rückfall in die „Barbarei“ zu verhindern.

Das Konzept einer „Erziehung nach Auschwitz“ hat oberflächliche Gemeinsamkeiten mit dem Konzept der „Holocaust Education“. Letztere verweist auf die Praxis als auch auf den „pädagogisch-didaktischen Diskurs der Vermittlung von Wissen und Werten über die Judenvernichtung“ (Kühner/Langer/Sigel 2008: 76). Anegret Ehmann konstatiert, dass das Konzept der „Holocaust Education“ seit den 1990er-Jahren zunehmend, begrifflich wie inhaltlich, das von Adorno angeregte Konzept einer Erziehung nach Auschwitz ersetzt habe, ohne dass sich PädagogInnen mit den grundlegenden Unterschieden beider Ansätze auseinandergesetzt hätten. (Vgl. Ehmann 2002: 49f.)

Beide Konzepte teilen den ethisch fundierten Imperativ als auch das Anliegen der Aufklärung über Auschwitz. Bei näherer Betrachtung werden allerdings die Differenzen deutlich:

Bei Adorno sind mit „Erziehung nach Auschwitz“ zwei Bereiche gemeint: „einmal Erziehung in der Kindheit, zumal in der frühen; dann allgemeine Aufklärung, die ein geistiges, kulturelles und gesellschaftliches Klima schafft, das eine Wiederho-

lung nicht zuläßt, ein Klima also, in dem die Motive, die zu dem Grauen geführt haben, einigermaßen bewußt werden.“ (Adorno 1970: 91) Dafür bedarf es unter anderem einer „Festigkeit des Ichs“, die Fähigkeit, Ideologien als solche zu erkennen sowie Widerstandsfähigkeit und –mut (anstatt einer Erziehung zum Konformismus). (Vgl. ebd.) Im Konkreten bedeutet dies auch eine Bewusstmachung und Reflexion der eigenen Vorurteilsstrukturen – eine Einsicht in jene Mechanismen, die Vorurteile verursachen.

Besondere Bedeutung kommt nach Adorno der Bekämpfung des Antisemitismus zu. Dieser wird als durch ökonomische Verhältnisse bedingt, jedoch nicht bloßen ökonomischen Interessen folgend, definiert. Im Fokus stehen daher die Reflexion der gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihn hervorbringen und die psychischen Mechanismen, die er bedient, also der Nutzen für das Subjekt. Aufklärung über die Opfer oder gar die Hervorhebung der positiven Qualitäten von Minderheiten könnten dahingegen nicht viel nützen: „Die Wurzeln sind in den Verfolgern zu suchen, nicht in den Opfern, die man unter den armseligsten Vorwänden hat ermorden lassen. Man muß die Mechanismen erkennen, die die



Menschen mit Behinderungen werden nach wie vor aus der gesellschaftspolitischen Mitte ausgeschlossen. **Marianne Schulze** analysiert die Auswirkungen der NS-Eugenik auf die Nachkriegszeit.



auf Seite  
**15**

Menschen so machen, daß sie solcher Taten fähig werden [...]“ (Ebd.: 90) Dies impliziert die notwendige Auseinandersetzung mit TäterInnenschaft.

Davon abgesehen, dass „Holocaust Education“ nicht wie „Erziehung nach Auschwitz“ ein umfassendes Konzept von frühkindlicher Erziehung und (gesellschaftskritischer) politischer Bildung meint, sondern das Lehren und Lernen über Nationalsozialismus und Holocaust, liegt in den Aspekten „Antisemitismus“ und „TäterInnenschaft“ die größte Differenz.

Antisemitismus, insbesondere jener nach Auschwitz, bleibt heute in der schulischen sowie außerschulischen Bildungsarbeit seltsam oft ausgespart. In den Schulbüchern fehlt eine Bearbeitung weitgehend, manche Formulierungen sind gar als antisemitisch einzustufen. (Vgl. Dreier 2005: 218) Zumeist wird im Schulunterricht einzig der nationalsozialistische Antisemitismus behandelt und dies selten in ideologiekritischer Art und Weise. Bei den SchülerInnen bleibt am Ende häufig entweder der Eindruck hängen, dass es Antisemitismus seit 1945 nicht mehr gäbe oder das berühmte „Ja, aber“: Früher seien Juden und Jüdinnen arm und verfolgt gewesen, heute seien sie in Palästina selbst TäterInnen. Derartige TäterInnen-Opfer-Umkehr zieht sich wie ein roter Faden durch das Geschichtsverständnis der Zweiten Republik. Damit LehrerInnen auch aktuelle antisemitische Anspielungen wie etwa im Diskurs über die „internationale Hochfinanz“ decodieren können, müssen häufig auch sie erst befähigt werden, Antisemitismus und seine Funktionsweisen zu erkennen. (Vgl. Peham/ Rajal 2011)

Die Frage von Schuld und TäterInnenschaft bleibt ebenfalls oft auf der Strecke. Ohne die SchülerInnen für die Verbrechen ihrer Groß- und Urgroßeltern (oder der Vorfahren ihrer MitschülerInnen) schuldig zu sprechen, wäre mit ihnen über Mechanismen der Schuldabwehr zu diskutieren. Das Sprechen über Schuld ist keineswegs sinnlos, denn nach wie vor wird sie gern bei einer kleinen Gruppe von hartgesottene Nationalsozialisten gesucht. Gerade über die vermeintliche Unschuld des „kleinen Mannes“ oder der „einfachen Frau“ wäre aber zu sprechen. In der Bildungsarbeit über Auschwitz, die nach wie vor im häufigsten Fall in autoritären Einrichtungen stattfindet, bleibt wesensbedingt die Thematisierung der Kontinuitäten in der Zurichtung der Subjekte, die sie zu jenen MitläuferInnen macht, die nach unten treten und nach oben buckeln, aber meist ausgespart.

Damit Erziehung nach Auschwitz tatsächlich einen Beitrag dazu leisten kann, dass die Wiederholung oder Ähnliches verhindert wird, darf sie nicht als in Appellen verharrende Werteerziehung betrieben werden, sondern als eine Individualität, Autonomie, Phantasie und Widerstandsfähigkeit fördernde Erziehung von frühester Kindheit an, die sich gegen Konformismus, gegen den Hass auf alles vermeintlich oder tatsächlich Schwache und gegen die stillschweigende Akzeptanz gesellschaftlicher Verhältnisse wendet. Ansonsten verkommt sie zu einer demokratischen Dressur, in der universale Werte beschworen werden, über die gerade jene, die für Untaten anfällig sind, die Achseln zucken würden (vgl. Adorno 1970: 89f.). Trotz des

hohen Anspruchs, den Erziehung über Auschwitz an die PädagogInnen stellt, sollten die Erwartungen bescheiden bleiben: Menschenrechte lassen sich nicht „durch die Beschäftigung mit ihrer Negation“ (Kößler 1997: 110) erlernen.

### Literatur:

Adorno, Theodor W. (1970): Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dreier, Werner (2005): „Die Tirolerin, die ich bin, und die Antizionistin, die ich wurde ...“ Antisemitismus, Schule und Öffentlichkeit. In: Loewy, Hanno (Hg.): Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien. Essen: Klartext Verlag. S. 209-234.

Ehmann, Annegret (2002): Holocaust in Politik und Bildung. In: Wodak, Irmtraud/Meinl, Susanne im Auftrag des Fritz Bauer Instituts (Hg.): Grenzenlose Vorurteile. Antisemitismus, Nationalismus und ethnische Konflikte in verschiedenen Kulturen. Frankfurt am Main/ New York: Campus Verlag. S. 41-69.

Kößler, Gottfried (1997): Auschwitz als Ziel von Bildungsreisen? Zur Funktion des authentischen Ortes in pädagogischen Prozessen. In: Kiesel, Doron (Hg.): Pädagogik der Erinnerung. Didaktische Aspekte der Gedenkstättenarbeit. Frankfurt am Main: Haag + Herchen Verlag. S. 109-130.

Kühner, Angela/Langer, Phil C./Sigel, Robert (2008): Ausgewählte Studienergebnisse im Überblick. In: Bayerische Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit (Hg.): Einsichten und Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte. Themenheft 01/2008: Holocaust Education. Wie Schüler und Lehrer den Unterricht zum Thema Nationalsozialismus und Holocaust erleben. S. 76-82.

Peham, Andreas/Rajal, Elke (2011): Antisemitismus in Österreichs Klassenzimmern. Eine pädagogische Herausforderung. URL: [http://www1.yadvashem.org/yv/de/education/newsletter/03/peham\\_rajal.asp](http://www1.yadvashem.org/yv/de/education/newsletter/03/peham_rajal.asp) [Stand: 14.02.2013]

**Elke Rajal** ist Politikwissenschaftlerin. Sie arbeitet im Bildungsbereich und forscht freischaffend zu verschiedenen Aspekten von Antisemitismus, Vergangenheitspolitik und historisch-politischer Bildung.

# „1938 wurde vom Endpunkt zum Anfangspunkt“

**H**eidemarie Uhl ist seit 2001 Mitarbeiterin des Forschungsprogramms „Orte des Gedächtnisses“ am Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Memory Studies – Gedächtniskultur und Geschichtspolitik mit Schwerpunkt Nationalsozialismus / Zweiter Weltkrieg / Holocaust sowie österreichische Zeitgeschichte im europäischen Kontext. Gerd Valchars sprach mit der Historikerin über das Ende der Opferthese, die europäischen Erinnerungskulturen und die österreichische Denkmallandschaft.



Heidemarie Uhl; Foto: Luci Pajzer

Der März 1938 jährt sich heuer zum 75. Mal. Welche Bedeutung kommt dem Jahr 1938 als Gedenkjahr heute zu?

Der März 1938 ist der historische Bezugspunkt, um den sich die Neupositionierung und Neudefinition der österreichischen Zeitgeschichte seit 1986-1988 gerankt hat. 1938 gilt heute als jenes Datum, das bis in die „Waldheimjahre“ und das Gedenkjahr 1938-1988 hinein untrennbar mit der Opferthese verknüpft war. Diese geschichtspolitische Transformation ist es, die dieses Datum charakterisiert und die diesen Gedenktag so spannend macht. Wer heute „März 1938“ sagt, meint den Anfang der

NS-Diktatur in Österreich und nicht das Ende der Ersten Republik und damit der österreichischen Geschichte. Genau das ist das Ergebnis dieses Perspektivenwechsels. 1938 wurde vom Endpunkt zum Anfangspunkt.

Das Gedenken an diesen Anfangspunkt blendet Ihrer Meinung nach heute auch nicht mehr die faschistische Vergangenheit Österreichs vor 1938 aus?

Der März 1938 trägt aus der Perspektive des Jahres 2013 eine ziemlich verblasste Spannung in sich. Konfliktpotenzial um die Definition des „Anschlusses“

ist kaum noch vorhanden. Aber der März 1938 ist kein Gedenktag wie viele andere auch, denn er erinnert an unsere negative Geschichte, an die Involvierung in die Verbrechen des Nationalsozialismus. Damit trägt er ein nach wie vor wirken des appellatives Potenzial in sich: weil es die eigene Gesellschaft war, die den Zivilisationsbruch Auschwitz mitgetragen hat.

Die Zäsur 1933/34 ist aus Ihrer Perspektive ausverhandelt?

Das war der zentrale Konfliktgenerator vor der Debatte um die Opferthese. Die umstrittene Frage war: Wer war



17.500 BewohnerInnen St. Pöltns bekamen 2010-2011 Post aus einer verdrängten Vergangenheit. Handgeschrieben und persönlich adressiert. **Verena Gamper** über das ungewöhnliche Mahnmahl der Künstlerin **Tatiana Lecomte**.



auf Seite  
**18**

schuld an 1938, die Austrofaschisten oder die Sozialdemokraten? Diese zwei Sichtweisen standen einander gegenüber, die Kompromissformel der geteilten Schuld war schließlich der Versuch einer großkoalitionären Geschichtsschreibung. Potenzial für eine Auseinandersetzung ist daher immer noch da und ich kann mir vorstellen, das wird in anderer Form auch wieder interessant werden. Aber als historischer Bezugspunkt ist 1933/34 derzeit kaum relevant. Denken Sie an 2014, da ist vom Bürgerkrieg 1934 überhaupt keine Rede mehr, da geht es nur noch um den Ersten Weltkrieg.

Zurück zu Kurt Waldheim: Sie haben die Auseinandersetzungen rund um seine Person einmal als „geschichtspolitische Zäsur“ bezeichnet. Diese liegt heute schon mehr als 25 Jahre zurück, was hat sich denn seither getan?

Zum einen ist mit der Debatte um Waldheim die Opferthese obsolet geworden. Darüber haben wir schon gesprochen. Wer Österreich heute als Opfer darstellt, will provozieren oder steht außerhalb des Diskursbogens. Was sich aber seither verändert hat: Die Debatte im Gedenkjahr 1988 war eine sehr österreichzentrierte. Es ging um das historische Erklärungsmodell dafür, was Österreich 1938 bis 1945 überhaupt war – besetztes Land oder Teil des Deutschen Reiches. Diese ausschließlich nationale Sichtweise hat sich verlagert, die heutige Auseinandersetzung bettet Prozesse in den europäischen Kontext ein. Denn auch das haben die letzten Jahrzehnte gezeigt: Fast jedes Land hatte sein Äquivalent zur Opferthese.

Neu ist auch die Bedeutung von negativen historischen Bezugspunkten. Die Historiker Reinhart Koselleck und Volkhard Knigge haben das als „negatives Gedächtnis“ bezeichnet. Damit ist die Erinnerung gemeint, die sich nicht nur traditionellerweise darauf bezieht, was „uns“ angetan wurde, sondern auf das, was „wir“ als Kollektiv, in dessen Genealogie wir ja noch immer leben, anderen angetan haben. Negatives Gedächtnis als moralisch-ethischer Bezugspunkt ist in den letzten zwanzig Jahren in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust als völlig neues Konzept gesellschaftlicher Erinnerung entstanden. Das hat aber auch mit unserer postmodernen Vorstellungswelt zu tun: Der Fortschrittsgedanke einer immer gerechteren und demokratischeren Gesellschaft ist verloren gegangen. Normen und Werte einer Gesellschaft können nicht mehr aus einem positiven Zukunftshorizont abgeleitet werden.

Klingt das nach dem viel zitierten Ende der Geschichte?

Nicht die Geschichte ist zu Ende, sondern die Zukunft. Jürgen Habermas hat das einmal die Erschöpfung der utopischen Energien der Moderne genannt. Die Orientierungspunkte haben sich von der Zukunft auf die Vergangenheit verlegt. Das einstige Hintergrundmodell einer immer besseren Gesellschaft ist heute obsolet.

Sie haben es zuvor erwähnt: Nationale Erinnerungskulturen werden heute stärker im europäischen Kontext betrachtet. Welche Ergebnisse liefert ein solcher europäischer Vergleich?

Der Historiker Tony Judt hat den Begriff des europäischen Nachkriegsmythos geprägt. Er meinte damit ein gemeinsames europäisches Meta-Narrativ, eine Geschichtserzählung, die – trotz unterschiedlicher historischer Erfahrungen – den nationalen Darstellungen der NS-Zeit in den davon betroffenen europäischen Staaten zugrunde liegt: Das eigene Volk war unschuldig, ist von einem brutalen Okkupationsregime überfallen und beherrscht worden; trotz dieser Brutalität hat sich politischer oder nationaler Widerstand geregelt. Nachkriegsmythen basieren sehr stark auf einem heroisch-pathetischen Widerstandsgedächtnis. Wenn es um Fragen der Schuld oder Verantwortung an Verbrechen geht, dann erfolgt die Projektion der Schuldfrage auf Deutschland. Sich selbst als Opfer zu stilisieren, die Frage nach der Täterschaft zu externalisieren, also auf NS-Deutschland zu reduzieren, und das eigene Land als unschuldig darzustellen, das ist ein europaweit bekanntes Muster.

Wo liegen die Unterschiede in der Geschichtsauffassung?

Der deutsche Soziologe M. Rainer Lepsius hat 1988 erstmals von der Bundesrepublik Deutschland, der DDR und Österreich als den Nachfolgestaaten des Großdeutschen Reiches gesprochen und sie miteinander verglichen. Für ihn lag Österreich damals näher bei der DDR als bei der Bundesrepublik. Seine These war, und die hat durchaus etwas für sich: Die Bundesrepublik Deutschland hat den Nationalsozialismus als Maßstab der politischen Kultur internalisiert, Österreich und die DDR haben ihn externalisiert. Was nicht heißt, dass es nicht gerade in der Anfangsphase auch etliche Parallelitäten zwischen Österreich und der BRD gegeben hätte.

Es gab auch eine BRD-Variante des Nachkriegsmythos: Die Nazis waren eine kleine terroristische Clique, die das eigene Volk in Geiselschaft genommen hat. Aber schon am Ende der 1950er-Jahre beginnt sich die Situation in Österreich und der Bundesrepublik, mit den ersten Prozessen und der Einrichtung einer zentralen Justizstelle, die proaktiv NS-Verbrechen nachgegangen ist, auseinander zu entwickeln. Mit den Ausschwitzprozessen in den 1960er-Jahren erfolgt schließlich ein erster Schritt zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, während davon in Österreich noch überhaupt keine Rede ist. Ganz im Gegenteil, es kam zu skandalösen Freisprüchen bei Gerichtsprozessen, die heute noch auf Unverständnis stoßen.

Hat das Jahr 1945 im Vergleich zu 1938 als historischer Bezugspunkt in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen?

1945 ist eines der wenigen Daten, bei dem das mögliche Konfliktpotential noch gar nicht ausgeschöpft ist. Hier unterscheidet sich Österreich auch ganz entschieden von anderen europäischen Ländern. Das Gedenken an 1945, also die 50-Jahre, wurde in Österreich immer mit 1955 überschrieben. Das hat man auch 2005 ganz deutlich gesehen. Das „Gedankenjahr“ 2005 war eine Jubiläumsinszenierung, als hätte es nie eine kritische Debatte um die österreichische Vergangenheit gegeben. Um die Beurteilung von 1945 hat sich Österreich durch die Gunst des Staatsvertragsabschlusses in einem 50-Jahr erfolgreich drücken können.

Sehen sie eine Chance, dass diese Auseinandersetzung irgendwann nachgeholt wird?

Das ist schwer zu sagen. In gewissen Konstellationen kommt die überschriebene Geschichte zu Tage. Zum Beispiel bei der Kranzniederlegung von Burschenschaftlern am 8. Mai zur Ehrung der Wehrmachtssoldaten. Aber

dadurch, dass der Staatsvertrag von Beginn an als die Erfolgsgeschichte der Zweiten Republik inszeniert worden war, war in den hochritualisierten 50-Jahren dafür kein Platz. Das sind die Logiken solcher Jubiläumsjahre. Das muss nicht einmal intentional sein, es ist nur so verführerisch, auch einmal etwas Positives zu haben.

Wäre das Gedenken im Jahr 2005 anders verlaufen, hätte es eine andere Regierung gegeben?

Ich würde das nicht unbedingt an der Regierung aufhängen. Dazu sind die Lager schon viel zu verschwommen, die gibt es in der Form ja schon gar nicht mehr. Diese Art von „roter“ und „schwarzer“ Geschichtsschreibung ist im wahrsten Sinne des Wortes Geschichte. Es kann sein, dass es punktuell kritischer gewesen wäre, aber wahrscheinlich nicht prinzipiell anders.

Die österreichische Denkmallandschaft wird von Helden- und Kriegerdenkmälern dominiert, die sich fast in jedem Ort finden lassen. Was soll man denn mit diesen Denkmälern tun?

Die Frage ist, was möchten die Menschen, die so ein Denkmal in ihrem Ort haben, mit diesem tun? Denkmäler sind so etwas wie Indikatoren, Seismographen. Die Kritik an Kriegerdenkmälern setzt in den 1980er-Jahren ein, danach blieben die Denkmäler selbst zwar meist unangetastet, aber im Zuge von Verlegungen wurden zum Beispiel Inschriften verändert. Neugestaltete Kriegerdenkmäler mahnen heute oft an den Frieden und das Pathetisch-Heroische, das vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit eine zeittypische Denkmalkategorie war, ist in den Hintergrund getreten. Aber diese Denkmäler haben noch immer ihre Funktion als Bezugspunkt lokalen und familiären Gedenkens.

Ist offizielle Erinnerungspolitik notwendigerweise immer auch Identitätspolitik?

Im weitesten Sinne auf jeden Fall. Wenn eine Gruppe ein Denkmal im öffentlichen Raum errichtet, so steht es symbolisch für die Haltung dieses Kollektivs. Durch die Situierung im öffentlichen Raum zeigen Denkmäler auch, welche Gruppen zu einer bestimmten Zeit eine einflussreiche Position in einer Gesellschaft innehatten. Zum Beispiel das aufstrebende Bürgertum, das sich durch Denkmäler für seine Kulturhelden in die Wiener Ringstraße eingeschrieben hat.

Dem entgegen wirken kann man nur ...

... indem man ein neues Denkmal errichtet, das die von den bisherigen Denkmälern repräsentierte Sichtweise auf die Vergangenheit korrigieren oder konterkarieren soll. Oder, was in den 1970er- und 1980er-Jahren öfter der Fall war, mit Graffiti seine Meinung ausdrückt. An der Universität Graz gab es bis in die 1990er-Jahre ein Kriegerdenkmal für den Ersten Weltkrieg, das regelmäßig von Studierenden „verziert“ wurde und dann immer sehr teuer gereinigt werden musste. Bis man schließlich aufgegeben und das Denkmal an einen anderen Ort verlegt hat.

Jedes neue Denkmal ist aber wiederum eine Homogenisierung und Reduzierung der Geschichte?

Das ist es natürlich immer, denn kein Denkmal kann eine komplexe Geschichte erzählen. Denkmäler sind komplexitätsreduzierte Repräsentationen. Jedes Denkmal vereinfacht und jedes Denkmal ist natürlich der Versuch, die eigene Sichtweise manifest in den öffentlichen Raum einzuschreiben.

# Schatten der Vergangenheit

## Die Verfolgung von Menschen mit Behinderungen im Nationalsozialismus und ihre Nachwirkungen

**C**hronisch normale Menschen“ ist eine überspitzte Bezeichnung für Menschen, die keine Behinderung haben. Es ist, wenn man so möchte, der Widerpart zur Umschreibung „Menschen mit Behinderungen.“ Aber: was ist schon eine „Behinderung“, und: Was ist schon „normal“?



„Denkmal der grauen Busse“ (Aufgestellt an der Stelle der ehemaligen Tiergartenstraße 4, Berlin); Foto: Andreas Praefcke

Wenn man zur Wortfolge „Menschen mit Behinderungen“ assoziiert, kommen einem allerlei Bilder in den Sinn. Vielleicht von einem Menschen, der einem im Rollstuhl begegnet ist, möglicherweise von Illustrationen eines Spendenaufrufs, der Porträts von Menschen mit Behinderungen enthielt, vermutlich von einer Person im unmittelbaren Umfeld, die „betroffen“ ist.

### Versteckt & verwahrlost

Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang waren Menschen mit Behinderungen un-

sichtbar. Weggesperrt, verschwiegen und aus Familien- wie Gesellschaftsleben ausgeschlossen gab es de facto keinen Kontakt mit Menschen mit Behinderungen. Die Bilder von Beeinträchtigung bzw. Behinderungen waren vor allem durch Aberglauben, Mystik und andere irrationale Zugänge geprägt. Gerade der Umgang mit Menschen mit psychischen und psychiatrischen Beeinträchtigungen war im besten Fall von Exklusion, in vielen Fällen jedoch von erschreckenden und unvorstellbaren Praktiken, gezeichnet. Neurologische Beeinträchtigungen wie z. B. Epilepsie, die

mangels des entsprechenden Wissens und entsprechender Medizin „unheimlich“ wirken konnten, führten zu grausamer „Behandlung“, vielfach zu Verwahrlosung und Verbannung.

Karitative Ideen, die gerade auch aus religiösen Überzeugungen gespeist wurden, waren ein wesentlicher Faktor in den Bemühungen, Menschen mit Behinderungen Unterstützung zukommen zu lassen. Neben dem Ethos der Barmherzigkeit hat dabei auch die industrielle Revolution eine Rolle gespielt: Die vermeintliche Arbeitsunfähigkeit von Menschen mit

körperlichen Beeinträchtigungen machte ihre Versorgung notwendig. Das äußerte sich zum einen in Form von Almosen, zum anderen auch in der Errichtung von Institutionen, die Menschen mit Behinderungen eine Bleibe und damit Versorgung boten. Viele „Heime“ und andere Einrichtungen gehen auf religiöse Initiativen zurück, zahlreiche sind bis heute von kirchlichen Trägern geführt.

Die Medizin war selbstverständlich sehr daran interessiert, die Gründe für Beeinträchtigungen zu erkunden, auch getrieben von einer gewissen „Faszination“ für die körperlichen „Anomalien“ und die psychischen „Abweichungen“. Der medizinische Ethos des „Heilens“ war dabei vor allem auf die Ausgleiche der vermeintlichen „Defizite“ und somit die Herstellung einer „Normalisierung“ gerichtet. Das Streben nach einer psychischen Grundverfasstheit, die als „normal“ gilt und einem physischen Erscheinungsbild, das einer vorgeblichen „Norm“ entspricht, durchdringt viele Bereiche der Medizin. In der Forschung zu Beeinträchtigung bzw. Behinderung stand das Eruiieren und Kurieren von Defiziten im Vordergrund. Die Verbrämung von Defizitgleich und Normalisierung verfolgt dabei ein Menschenbild, das einer real nicht vorhandenen Normvorgabe nahekommt. Die Bestimmung läuft vor allem nach dem, was – vorgeblich – nicht sein soll: z. B. nicht gehen zu können. Anzuerkennen und Wert zu schätzen, dass es normaler ist verschieden zu sein, als einer vorgeblichen Norm zu entsprechen, ist dabei stark ins Eck gedrängt worden.

---

## Nationalsozialismus

---

Im Gefolge der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des 19. Jahrhunderts – allen voran Charles Darwin – wurde das Bestreben nach dem „perfekten chronisch normalen Menschen“ bzw. die Förderung von „hervorragenden Individuen“ verstärkt. Die „wertvolleren“ Menschen sollten bis hin zum Ausschluss der vermeint-

lich „weniger wertvollen“ forciert werden. Im Nationalsozialismus wurde diese Herangehensweise Grundlage von Gesellschaftspolitik. Unter Zuhilfenahme von staatlichen Zwangsmaßnahmen wurde die Eugenik – oder „Erbgesundheitslehre“ – nicht nur propagiert, sondern radikal umgesetzt. Im Rahmen der so bezeichneten *T4-Aktion* – ein Kürzel für die Adresse Tiergartenstraße 4 in Berlin, Sitz der geheimen Zentraldienststelle der Nationalsozialisten – wurde „Eugenik“ praktiziert. Tausende Menschen wurden wegen Nichtentsprechung der Normvorgabe „hervorragende Individuen“ verfolgt und ermordet.

Unter anderem wurden zwischen 1940 und 1944 in der Nähe von Linz, im Renaissance-Schloss Hartheim mehrere Gaskammern eingerichtet, in denen weit mehr als 30.000 Menschen ermordet wurden. Als „lebensUNwertes Leben“ deklariert, wurden Menschen erniedrigt und gefoltert, zu Experimenten missbraucht und schließlich durch Erstickern ermordet. War die Gaskammer in Hartheim „überlastet“, wurden die Menschen in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart in Linz durch Giftspritzen und Medikamentenüberdosen getötet. Unter den Ermordeten waren auch mehr als 1.000 Kinder – jene, die am Spiegelgrund in Wien gefoltert und ermordet wurden nicht eingerechnet.

Das Vorgehen wurde politisch gefördert, vor allem aber auch unter bedenklichen Umständen vorgeblich demokratisch legitimiert. Sämtliche rechtsstaatlichen Kontrollen und öffentliche Diskussionen waren ausgeschaltet, die „Vernichtung“ von Menschen mit Behinderungen, aber auch politisch unliebsamen Personen, konnte so jahrelang ungehindert passieren. Die Vertuschung dieser Gräueltaten wurde durch eine durchinszenierte Täuschungsmaschinerie verstärkt: Mittels gefälschter Todesurkunden wurden Todesursachen, sowie –orte fingiert. Diese betraf vor allem auch Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen („geistes-

krank“) jüdischer Herkunft: War für Menschen mit Behinderungen die Eugenik als „Wohltat des Gnadentods“ vorgesehen, kam dies für Menschen, die nach den Nürnberger Rassegesetzen jüdisch waren, nicht in Frage. Sanatorien, in denen sich mehrheitlich Menschen mit Behinderungen jüdischer Abstammung befanden, wurden noch vor dem Beschluss der so bezeichneten „Endlösung“ 1941 systematisch geräumt und die BewohnerInnen im Rahmen der *T4-Aktion* ermordet.

---

## LebensUNwertes Leben?

---

Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Eugenik setzte unmittelbar nach Ende des Regimes ein. Das hat nicht verhindert, dass die „Forschungen“ weiter gegen einzelne Gruppen eingesetzt wurden, u. a. gegen Schwarze in den USA – um vermeintliche „Minderwertigkeiten“ zu untermauern. Bisweilen war die institutionelle Aufarbeitung beschämend unterdrückt und dauerte viel zu lange, so z. B. am Spiegelgrund in Wien.

Die zögerliche Aufarbeitung ist zweifellos alles andere als hilfreich in der Beeinflussung der gesellschaftspolitischen Auswirkungen der NS-Eugenik auf die Nachkriegszeit. Welches Bild von Menschen mit Behinderungen haben wir heute? Welchen Einfluss hat die Diktion vom „lebensUNwerten Leben“ auf das gängige Bild von Beeinträchtigung bzw. Behinderung? Anders gefragt: Inwiefern widerspiegeln sich diese Bilder – wohlgermerkt unbewusst – in den starken Tendenzen, Menschen mit Behinderungen aus der gesellschaftspolitischen Mitte auszuschließen?

Auch wenn es schwer fällt und schmerzt: Wir können in diesem Zusammenhang von einer gewissen Kontinuität sprechen. Wiewohl die Fakten rund um die Eugenik zwischenzeitlich solide aufgearbeitet sind und die einzelnen Geschichten der Ermordeten nach und nach der Anonymität entrissen wurden:



Seit der Machtübernahme der rechts-konservativen Fidesz-Partei sorgt Ungarn nur mehr für negative Schlagzeilen. **Tamás Müller** geht der weit verbreiteten Apathie in der Bevölkerung und den wirtschaftlichen Zusammenhängen seit 1989 auf den Grund.



auf Seite

24

Das Bild von Beeinträchtigung und Behinderung in Österreich ist auch deshalb so veraltet, weil die unfassbaren Vorstellungen über „weniger wertvolle“ Menschen noch nicht realisiert und verstanden worden sind. Zu begreifen, was hier wie beurteilt wurde und welche Konsequenzen daraus gezogen wurden, übersteigt das menschliche Vorstellungsvermögen bei Weitem. Deshalb verwundert es nicht, dass die Auseinandersetzung mit diesen Bildern viel zu wenig stattgefunden hat und in der gesellschaftspolitischen Mitte, im so bezeichneten Mainstream, noch nicht – bzw. definitiv noch nicht ausreichend – angekommen ist.

Es mag provokant wirken, aber die unsägliche Debatte darüber, ob ÄrztInnen für Kunstfehler bei der Entbindung haftbar gemacht werden können und sollen, ist auch von einer mangelnden Reflexion über Eugenik (mit)geprägt. „Kind als Schaden“ ist das Schlagwort, unter dem hier zivilrechtliche Haftungsfragen ziseliert werden. Ein Mensch als „Schaden.“ Ein vermeintlicher „Mangel“ als „Wertminderung.“ Das alles als eine „Belastung,“ die – ökonomisch – ausgeglichen werden soll. Eine vermeintliche Norm, der nachgejagt wird ohne zu realisieren, dass es sich um eine Schimäre handelt.

### Was ist schon normal?

Es ist völlig normal, völlig verschieden zu sein. Ein modernes Gesellschaftsbild hat neben der wachsenden Buntheit an Familienbildern selbstverständlich auch

widerzuspiegeln, dass es den „Normmenschen“ nicht gibt. Wenn man nicht die Defizite in den Blickpunkt nimmt, sondern den möglichen Bedarf an Assistenz und Unterstützung, vollzieht man einen überfälligen Perspektivenwechsel. Dieser hat unter anderem den Vorteil, dass man recht schnell feststellt, dass auch „chronisch normale Menschen“ einen Unterstützungsbedarf haben: Während man bei Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen (auch Lernschwierigkeiten genannt) mit der Bestellung eines Sachwalters / einer Sachwalterin de facto ein Etikett von vermeintlicher Unfähigkeit kreiert, verschafft man PolitikerInnen und anderen Menschen in Führungspositionen den Nimbus der Macht, in dem man ihnen möglichst viele BeraterInnen zur Seite stellt. Das eine ist negativ, das andere positiv konnotiert. In beiden Fällen handelt es sich um Unterstützung in der Entscheidungsfindung. Warum machen wir diese Unterscheidung? Warum müssen wir Menschen, weil sie anders sind, ab- und wegschieben? Warum sind sie weniger „normal“ als die, die Joghurt links rühren?

Ja, es gibt Menschen mit einem hohen Unterstützungsbedarf, die in die gesellschaftspolitische Mitte zu inkludieren eine Riesenherausforderung ist. Von vornherein zu behaupten, dass das nicht möglich sei, ist feige und im Ergebnis menschenverachtend. Es ist, nebenbei bemerkt, auch fürchterlich kurzsichtig: Die meisten Behinderungen entstehen erst im Laufe des Lebens, Hauptursachen sind Verkehrsunfälle und Kriege.

„Man ist nicht behindert, man wird behindert.“ Das Schlagwort wurde vor einigen Jahren vor allem von der Caritas geprägt. Der Ausschluss aus der gesellschaftspolitischen Mitte erfolgt vor allem auf Grund von Fehlvorstellungen, Vorurteilen und Stereotypen. Die Exklusion ist aber auch deshalb so stark, weil es keine – selbstverständlichen – Berührungspunkte, keinen gemeinsamen Alltag zwischen Menschen mit Behinderungen und „chronisch normalen Menschen“ gibt. Wegsperrungen und Institutionalisationen sind im Gefolge des Nationalsozialismus wohl auch deshalb zur Grundhaltung im Umgang mit Menschen mit Behinderungen geworden, weil damit das Wegschauen und Ignorieren viel leichter möglich ist. Es ist höchste Zeit, fernab von Täter-Opfer-Zuschreibungen einzugestehen, dass die gesellschaftspolitische Mitte keine Vorstellung davon hat, wer Menschen mit Behinderungen sind: Menschen wie du und ich, latent verückt, vielleicht ein wenig meschugge. Kurz: so wie wir alle.

Denn: was ist schon „normal“?

[www.schloss-harteim.at](http://www.schloss-harteim.at)

[www.gedenkhort-t4.eu](http://www.gedenkhort-t4.eu)

### Literatur:

Waltraud Häupl (2012): Spuren zu den ermordeten Kindern und Jugendlichen in Hartheim und Niedernhart. Wien: Böhlau Verlag.

**Marianne Schulze**, Menschenrechtsexpertin, ist die Urenkeltochter des Zionisten und Unternehmers Adolf Böhm, der infolge des persönlichen Drucks von Adolf Eichmann einen Nervenzusammenbruch erlitt und infolge „geistiger Umnachtung“ im April 1941 in Hartheim ermordet wurde.



# Die Erinnerung, die dich heimsucht

## Über das Mahnmal von Tatiana Lecomte „Postkarten können wir eine pro Person schreiben“

17.500 BewohnerInnen von St. Pölten haben im Laufe des Jahres 2010-2011 eine Ansichtskarte in ihrem Postkasten gefunden, handgeschrieben und an sie persönlich adressiert. Es sind fotografische Ansichten von vordergründig unscheinbaren Orten: ein Stück Rasenfläche, Unterholz, das Ufer

eines Sees. In ihrer Glanzlosigkeit widersetzen sich diese Motive dem Stereotyp des repräsentativen Prospekts von Sehnsuchtsorten, dem sich topografische Ansichtskarten üblicherweise verschreiben.

Auf der Suche nach Anhaltspunkten stößt man auf dezente Spuren

wie Steinkreuze, Betonpfosten, Fundamente und auf eine Schlossanlage im Hintergrund des Gewässers. Zusammen mit der Bezeichnung der Orte auf der Adressseite der Karten geben diese Spuren Aufschluss über die fotografierten Motive. Es handelt sich um jene Orte im St. Pöltner Stadtteil Viehofen, die im Zweiten Weltkrieg Schauplätze nationalsozialistischer Ausbeutung und Vernichtung waren, und die bis heute durch fehlende Kommunikation aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verdrängt sind: Das in den 1960er Jahren einem Schotterteich gewichene Lager für ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen, die vor allem für Regulierungsarbeiten an der Traisen herangezogen wurden, das südlich davon in der Viehofner Au gelegene Zwangsarbeiterlager der Glanzstoffwerke, in dem vor allem sogenannte OstarbeiterInnen ausgebeutet wurden, und das Massengrab auf dem städtischen Friedhof St. Pölten, das bis heute weder als solches ausgewiesen ist, noch die Namen der dort Begrabenen preisgibt. Die fotografischen Ansichten zeigen jedoch nicht das historische Gedächtnis dieser Orte, sondern ihr erfolgreiches Verdrängen und Vergessen.

Mit blauer Tinte ist auf jede Karte von Hand der Satz geschrieben: „Ich bin gesund, es geht mir gut.“, jene beruhigende Floskel, die – falls Briefverkehr überhaupt erlaubt war – unter dem doppelten Druck von Zensur und



Zwangsarbeitslager für ungarische Jüdinnen und Juden, St. Pölten Viehofen

Rücksichtnahme auf die Angehörigen auf keiner Postsendung aus den Konzentrations- und Zwangsarbeiterlagern des Dritten Reichs fehlen durfte. Durch das Schreiben und Empfangen von Briefen konnten die Häftlinge der Deformation durch das Terrorsystem in den Lagern zumindest für eine winzige Zeitspanne entkommen, sie wurden für einige Augenblicke wieder Menschen mit Name, Identität und Biografie, also jenen Qualitäten, die bei der Ankunft im Lager als erstes ausgelöscht wurden. Der Text auf den Ansichtskarten bleibt auf die Phrase reduziert, es fehlen Datum und Signatur. Im Gegenzug sind unter der die nationale Flora beschwörenden

55-Cent-Briefmarke handschriftlich Name und Anschrift der EmpfängerInnen gesetzt. Die persönlich Adressierten stehen in Kontrast zum namenlos bleibenden Absender, der Einzelne erhält dadurch gleichsam ein Mahnschreiben von der Unzahl jener – anonymisierter – Opfer des Nationalsozialismus, die diesen heuchlerischen Satz in ihre Briefe setzen mussten.

Tatiana Lecomte konstruiert mit ihrem Mahnmal „Postkarten können wir eine pro Person schreiben“ eine fiktive Kommunikationsebene zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem, sie zerreißt den Schleier von historischer Distanz

und fehlender Zeitzugehörigkeit in der Absicht, Gespräche und Diskussionen zwischen den adressierten BürgerInnen anzuregen. Die auf der Adressseite der Ansichtskarte wohl auch symbolisch zwischen Absender und Adressaten genannte Website <sup>[1]</sup> zum Projekt bietet neben umfassenden Informationen auch die Möglichkeit, mit der Künstlerin in Kontakt zu treten. Die BürgerInnen von St. Pölten, die eine Ansichtskarte in ihrem Briefkasten gefunden haben, bekommen Post aus einer kollektiv verdrängten Vergangenheit, verbunden mit der Einladung, daraus eine kollektive Erinnerungsarbeit erwachsen zu lassen.

**Tatiana Lecomte** wurde 1971 in Bordeaux geboren. Sie studierte an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien und an der Gerrit Rietveld Academie in Amsterdam. Die Künstlerin lebt und arbeitet in Wien.

#### Einzelausstellungen [Auswahl]

**2013**

„Meine erste Löwin“ Neue Galerie, Tiroler Künsterschaft, Innsbruck

**2012**

„Die El-Alamein-Stellung. Eine Montage.“ Ve.Sch, Wien

**2011**

„Wien 5. (Arbeitstitel)“ das weisse haus, Wien  
 „Šejla Kamerić, Tatiana Lecomte“ Camera Austria, Graz

**2009**

„scriptures without words“ Galerie Stadtpark, Krems

#### Beteiligungen [Auswahl]

**2012**

„East From The End“ Lazareti, Dubrovnik  
 „Das System, das nichts ertragen kann“ FotoK Galerie, Wien  
 „DLF 1874. Die Biografie der Bilder.“ Camera Austria, Graz  
 „Nacht“ Galerie Ostlicht, Wien  
 „Aneignung. Teil I: Bilderbefragung“ Fotogalerie, Wien  
 „Kabinenschau - Moja Kabina“ Kalmusbad, Klagenfurt

**2011**

„If a tree falls in the forest and nobody hears it, does it make a sound?“ Lisa Ruyter Gallery, Wien  
 „Beyond“ Kumu Art Museum, Tallinn



Zwangsarbeitslager der Glanzstoff-Fabrik, St. Pölten

[1] [www.mahnmal-viehofen.at](http://www.mahnmal-viehofen.at)



Ich bin gesund,  
es geht mir gut.

Konzept: Tatiana Lecomte Informationen: [www.mahnmal-wien.at](http://www.mahnmal-wien.at)

Eva Schuster  
Linzger Str. 196  
3100 St. Pölten

Ausgehend von der bildspeichernden Gedächtnisfunktion der Fotografie hat Lecomte ein Mahnmahl fernab von tradierten Formen der Denkmalkultur entwickelt. Mit ihrem performativen, offenen und anti-monumentalen Mahnmalkonzept steht sie in der Tradition eines Jochen Gerz, der vor allem für den deutschen Denkmaldiskurs

des ausklingenden 20. Jahrhunderts prägend war, indem er sich von der Idee eines für die Dauer bestimmten und materialisierten Denkmals verabschiedet und die traditionell erwirkte kurze Betroffenheit der BetrachterInnen durch deren bleibende Mitautorenschaft und Mitverantwortung ersetzt hatte.

Bei Tatiana Lecomtes Projekt handelt es sich darüber hinaus um eine in struktureller Hinsicht neue Form des Mahnmals, als es sich der Existenz im öffentlichen Raum verweigert: Für die Dauer eines Jahres hat die Künstlerin täglich 50 bis 60 Ansichtskarten geschrieben, die die BürgerInnen von St. Pölten in ihren Briefkästen fanden. Der moralische Appell zur mahnenden Erinnerung war folglich nicht nur theoretisch an etwaige PassantInnen gerichtet, sondern das Adressieren wurde buchstäblich umgesetzt: Das Mahnmahl ist die Erinnerung, die dich heimsucht.

**Verena Gamper** studierte Kunstgeschichte und Sozial- und Kulturanthropologie in Wien, Rom und Berlin. Sie lebt und arbeitet als Kunsthistorikerin, Kulturarbeiterin und Kuratorin in Wien.

Die Grüne Bildungswerkstatt  
Minderheiten gratuliert zu 22  
Jahren Initiative Minderheiten  
und engagiertem Einsatz  
für Minderheitenrechte und  
Inklusion.



# Gerlinde Haid (1943-2012)

## Innovativ, streitbar und beharrlich

**D**ie Volksmusikforscherin Univ.-Prof. Dr. Gerlinde Haid starb am 29. November 2012 in den frühen Morgenstunden in Innsbruck nur ein Jahr nach ihrer Emeritierung 2011.

Bei dem Begräbnis von Gerlinde Haid am 7. Dezember 2012 in Bad Aussee hat neben anderen MusikerInnen auch Ruža Nikolic-Lakatos einen letzten musikalischen Gruß auf Romanes an sie gerichtet. Dieser Gruß stand für einen Aspekt von Gerlindes beruflichem Wirken, der mit der Minderheitenforschung verknüpft ist. Es gab noch unzählige andere Aspekte in Gerlindes reichem Forscherinnenleben, die ich hier kurz skizzieren möchte.

Gerlinde Haid hat seit 1994 als Ordinaria für Geschichte und Theorie der Volksmusik das Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien geleitet, und es war ein segensreiches Wirken. Unter ihrer Verantwortung erfolgte 2001 die Namensänderung des Instituts: Zur „Volksmusikforschung“ gesellte sich die „Ethnomusikologie“. Der Personalstand hat sich unter ihrer Führung wesentlich erweitert und das Institut konnte sich einen noch größeren internationalen Ruf erwerben. Gerlinde Haid spielte eine behutsam führende und unterstützende Rolle ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gegenüber, eine beharrliche gegenüber den verschiedenen übergeordneten Gremien und eine initiierende bei Innovationsprozessen.

Gerlinde war Volksmusikforscherin, ihr hauptsächliches Forschungsgebiet die Volksmusik im Alpenraum. Sie führte in ganz Österreich und auch in Südtirol und im Trentino, ausgerüstet mit einem Tonaufnahmegerät und der Filmkamera, ethnomusikologische Feldforschungen durch. Ihr Interesse war umfassend, ihr Wissen und ihre Erfahrung waren enorm. Etliche ihrer umfangreichen Buchpublikationen und Abhandlungen sind Standardwerke der Volksmusikforschung in Österreich.

Wie passen die Minderheiten in dieses Bild? Als Gerlinde Haid ihre Tätigkeit am Institut aufnahm, fand sie bereits einen Minderheitenschwerpunkt in Forschung und Lehre vor, der ausschließlich von mir als „befristete Drittmittelbeschäftigte“ betrieben wurde und sich noch in statu nascendi befand. Sie sah sich dies mit der ihr eigenen Offenheit und wissenschaftlichen Neugier an und erwirkte mit der ebenfalls ihr eigenen Beharrlichkeit eine fixe AssistentInnenstelle für mich. Sie befand die für die damalige Volksmusikforschung wirklich ungewöhnliche Thematik als wichtig und



Verleihung des Walter-Deutsch-Preises 2010; Foto: U. Hemetek

unterstützte neben Forschungsprojekten auch die politische Dimension des Minderheitenschwerpunktes. Gerlinde wurde Mitglied der **Initiative Minderheiten**, nahm Anteil an der Entwicklung des Vereins und unterstützte ihn, u. a. auch finanziell.

Die Feldforschung war für Gerlinde ein zentrales Anliegen und sie genoss die persönliche Begegnung mit den Gewährsleuten und ihrer Musik. In diesen Begegnungen lag auch der wissenschaftliche Anknüpfungspunkt zu Minderheiten. All jene Persönlichkeiten, die mich im Institut aufsuchten um gemeinsame Projekte anzuregen, wie Ruža Nikolic-Lakatos, Mansur Bildik, Babatola Aloba und viele mehr fanden bei Gerlinde ein offenes Ohr in ihrer Funktion als Institutsleiterin. Aber Gerlinde interessierte

sich auch für ihre Musik und versuchte von ihnen zu lernen. Sie band sie in ihren Unterricht ein und es entwickelten sich enge Beziehungen gegenseitiger Wertschätzung.

Wir waren fachlich nicht immer einer Meinung, was auch damit zu tun hat, dass ich mich in Richtung Ethnomusikologie entwickelte und die Volksmusikforschung deutschsprachiger Prägung immer kritischer betrachtete. Aber Gerlinde Haid war Wissenschaftlerin mit Leib und Seele und dazu gehört auch, ein Fach weiterzuentwickeln, was sie nachhaltig tat. Sie war innovativ und aufgeschlossen, streitbar und beharrlich. Ich erinnere mich mit Freude und Dankbarkeit an unsere fachlichen Auseinandersetzungen, die mit der Einführung des Doktoratsstudiums an unserer Universität und mit meiner Habilitation im Fach Ethnomusikologie 2001 begannen. Wir haben bei unseren Disputen voneinander gelernt, die Studierenden ebenso. Ich vermisse diese intellektuelle Herausforderung, die Auseinandersetzung mit einer so umfassend gebildeten und wissen-

den Kollegin, die es verstand, jede Auseinandersetzung mit so viel Respekt zu führen, dass am Ende die intellektuelle Bereicherung stand.

Gerlinde Haid hat all jenen, die mit ihr arbeiten, kommunizieren und leben durften, fachlich und menschlich sehr viel gegeben. Ihre Grundhaltung war geprägt von Respekt und Sympathie anderen Menschen gegenüber. Und sie war humorvoll. Ich empfinde es als Privileg, mit ihr gearbeitet zu haben und von ihr angenommen worden zu sein. Sie fehlt mir sehr.

---

**Ursula Hemetek** ist a.o.Univ.-Prof. am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und Leiterin des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie.

# Ceija Stojka (1933–2013)

## Ausbruch aus dem Gefängnis des Schweigens

**A**ls Autorin, Malerin, Sängerin, Erzählerin und Zeitzeugin prägte Ceija Stojka 25 Jahre lang den Diskurs über Roma und Sinti und vermittelte einem großen Publikum Wissen über ihre Volksgruppe und den Genozid. Dass Roma in Österreich im Jahr 1993 als Volksgruppe anerkannt werden konnten, geht u. a. auf ihr Engagement zurück. 2009 wurde ihr der Berufstitel Professorin verliehen. Ceija Stojka starb am 28. Januar 2013 in Wien.

Ceija Stojka stammt aus einer Familie reisender Lovara (Pferdehändler) aus dem Burgenland, geboren wurde sie am 23. Mai 1933 in Kraubath in der Steiermark. 1943 wurde Ceija Stojka mit ihrer Familie in die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück und Bergen-Belsen verschleppt, der Vater war bereits 1941 deportiert worden. Als eine der wenigen ihrer Großfamilie überlebte sie den Holocaust. Jahrzehntlang war es ihr nicht möglich, über das erlittene Leid zu sprechen, dann schlug sie einen ungewöhnlichen Weg ein: Als über Fünfzigjährige begann Stojka, das Erlebte aufzuschreiben.

Mit ihrem Buch *Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*, 1988 im Picus Verlag erschienen, brach Stojka gleich mehrere Tabus: Sie outete sich als Romni und damit ihre Familie als Roma, sie sprach über das Thema Holocaust und sie verließ die mündliche Erzähltradition. Stojka entließ mit ihrem Buch Roma in Österreich aus dem Gefängnis des Schweigens. Sie nahm sich, mit Unterstützung der Herausgeberin Karin Berger, die „Redefreiheit“, die ihr weder die Roma-Gesellschaft noch die Gesellschaft der Nicht-Roma zugestand. „Aber wir müssen hinausgehen, wir müssen uns öffnen, sonst kommt es noch so

weit, daß irgendwann alle Romani in ein Loch hineinkippen.“ Ceija Stojka forderte, um Judith Butlers Gedanken auf Stojkas Werk anzuwenden, das Recht auf Rechte, das Recht auf Anerkennung, das Recht auf Menschenwürde. Indem sie diese

Ereignisse statt – in ihrer Brisanz heute kaum mehr nachvollziehbar. Auf Initiative der Musikethnologin Ursula Hemetek trat Stojka mit den Liedern der Lovara, einem bis dahin ausschließlich gruppeninternem Kulturgut, an die Öffentlichkeit.



Ceija Stojka während einer Buchvorstellung in Wien; Foto: Manfred Werner

Forderungen deklarierte, begann sie „sich zu nehmen, wonach sie verlangt“ (Butler/Spivak, S. 47). „Deklariieren‘ wird zu einer wichtigen rhetorischen Bewegung, da es die Redefreiheit, die es fordert, selbst ist, oder vielmehr: Es ist der Ruf der Freiheit schlechthin.“ (ebd., S. 35)

Im Rahmen der Roma-Bewegung in Österreich Anfang der 1990er Jahre fanden unerhörte (und bis dahin ungehörte)

Aus der Zusammenarbeit zwischen Stojka und Karin Berger entstanden zwei weitere Bücher (*Reisende auf dieser Welt. Aus dem Leben einer Rom-Zigeunerin*, 1992, und *Träume ich, dass ich lebe? Befreit aus Bergen-Belsen*, 2005) sowie zwei Filme (*Ceija Stojka. Porträt einer Romni*, 1999, und *Unter den Brettern hellgrünes Gras*, 2005).

Stojkas Lyrikband *Meine Wahl zu schreiben – Ich kann es nicht. O fallo de isgiri – me tschischanaf les* erschien 2003 im Verlag EYE Literatur der Wenigerheiten und wurde von Gerald Kurdoğlu Nitsche, einem engen Weggefährten Stojkas, herausgegeben.

Ein weiteres wichtiges künstlerisches Ausdrucksmittel war für Stojka das Malen. Als Themen wählte sie schöne Kindheitserinnerungen, aber auch traumatische Erfahrungen in den Konzentrationslagern und die damit verbundenen Träume. 2008 erschien der beeindruckende Kunstdruckband *ceija stojka. auschwitz ist mein mantel*, herausgegeben von Christa Stippinger. Erzählungen

Stojkas erschienen im Drava-Verlag in *Fern von uns im Traum ... – Te na dikhasunende ...* und gehen auf eine Zusammenarbeit mit Mozes F. Heinschink und dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zurück, in dem die *Sammlung Heinschink*, die größte Audiosammlung zu Sprache und Musik der Roma, archiviert ist.

Neben ihrem künstlerischen Schaffen engagierte sich Ceija Stojka in der Roma-Bewegung, besonders im Verein Romano Centro. Ihre Reisen, meist in Begleitung ihrer Schwiegertochter Nuna Stojka, führten sie bis nach Japan. Besonders intensiv arbeitete Stojka mit Schulklassen und Studierenden. Sie vermittelte ihrem Publikum, dass es die Verantwortung vor allem der jungen Generation ist, zu verhindern, dass sich der Terror gegen Minderheiten wiederholt. Sie klärte über die Macht der Sprache auf und analysierte, wie Vorurteile zu Gewalttaten führen können; sie war hier im besten Sinne Professorin („öffentliche Lehrerin“). Die

Autodidaktin Ceija Stojka war Trägerin zahlreicher Preise: u. a. Bruno Kreisky-Preis für das politische Buch (1993), Goldenes Verdienstkreuz des Landes Wien (2001), Humanitätsmedaille der Stadt Linz (2004), Goldenes Verdienstzeichen des Landes Oberösterreich (2005) und Fernsehpreis der Erwachsenenbildung (2006, gemeinsam mit Karin Berger).

Im Mai 2008, an ihrem 75. Geburtstag, empfing sie in ihrer Wiener Wohnung 22 Studierende der Vergleichenden Literaturwissenschaft aus Innsbruck und hielt einen Vortrag über die Verfolgung während der NS-Zeit. Die Studentin Kerstin Bartl fasste ihre Eindrücke mit folgenden Worten zusammen: „So viel hatte ich von den Menschen im KZ gelesen, unzählige Dokumentationen über mich ergeben lassen, nichts konnte mir derart die Schrecken dieser Zeit näher bringen wie die Schilderungen dieser Frau. Viele Fragen ergaben sich nach diesem Besuch und kreisen immer wieder in meinen Gedanken: Wie kann ein Mensch derart

traumatische Erlebnisse physisch und psychisch überleben? Woher nimmt sie diese Kraft und Entschlossenheit? Warum zerbrechen andere Menschen an weniger entsetzlichen Erlebnissen?“

Es ist unbestritten, dass der Diskurs über Roma seit Jahrhunderten von fremdenfeindlichen und romantisierenden Gestaltungen in Literatur und bildender Kunst geprägt wird. Ceija Stojkas Leben und Werk sind Teil des mächtigen Gegendiskurses, den Roma europaweit vorantreiben.

---

### Literatur:

---

**Butler, Judith/Spivak, Gayatri Chakravorty (2007): Sprache, Politik, Zugehörigkeit.** Zürich-Berlin: diaphanes.

---

**Beate Eder-Jordan**, Universitätsassistentin an der Innsbrucker Vergleichenden Literaturwissenschaft/Institut für Sprachen und Literaturen, ist langjähriges Mitglied der Initiative Minderheiten. Forschungsschwerpunkt: Literaturen und Kulturen von Minderheiten.

Bezahlte Anzeige

**WKO WIEN**  
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN  
Weiter kommen.

# WIENER WIRTSCHAFT TAG DER VIELFALT

WORKSHOPS | VORTRÄGE | INFOZONE

Montag, 6. Mai 2013

09.00 – 17.00 Uhr – mehrsprachige kostenlose Workshops und Vorträge zu verschiedenen wirtschaftlichen Themen für Wiener UnternehmerInnen

19.00 Uhr – Netzwerkabend

Nähere Infos unter [wko.at/wien/diversity](http://wko.at/wien/diversity)

Im Rahmen der **3** wiener Integrationswoche



**Forum Ein-Personen-Unternehmen**  
Wirtschaftskammer Wien  
Operngasse 17 – 21 | 6. Stock | 1040 Wien

# In alter Tradition

## Die oft negativen Nachrichten aus Ungarn haben eine lange Vorgeschichte

**N**icht erst seitdem Premier Viktor Orbán mit Zweidrittel-Mehrheit regiert, hat die junge Demokratie einen schweren Stand, ähnlich dem Österreich der 1930er-Jahre. Nationalismus und Wirtschaftskrise inklusive. Einige Rückblicke und Ausblicke aus dem Lieblingsnachbarland.

„Was ist los in Ungarn?“ oder „Wird in Ungarn die Demokratie abgeschafft?“, fragen sich Medien und deren Publikum westlich des Karpatenbogens immer wieder seit 2010. Und zwar jedes Mal wenn eine neue, problematische Gesetzesvorlage der rechts-konservativen Regierung unter Viktor Orbán an die europäische Öffentlichkeit gelangt. Für Befremden sorgt auch die eigentlich verbotene „Ungarische Garde“, die mit militantem Gehabe durch einige ländliche Gemeinden zieht, bevorzugt dort, wo viele Roma leben.

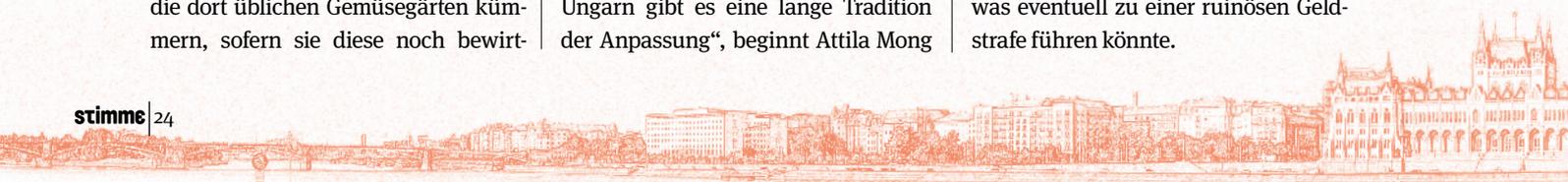
Wenn man durch die Straßen von Budapest geht oder durch die verschlafenen Dörfer fährt, dann ist zunächst noch nichts davon zu merken, was von der Regierungspartei Fidesz (Bund junger Demokraten) die „Revolution an der Wahlurne“ genannt wurde. Darunter versteht sie die 53 Prozent der Wählerstimmen von 2010, die sich durch das spezielle Wahlsystem zu einer Zweidrittel-Mehrheit im Parlament auswirkten. Ganz und gar unrevolutionär geht es derweil in den Cafés und Bars der Hauptstadt zu, die jüngere Generation trifft sich nach wie vor in den „Romkocsma“ (dt. Ruinenbar), ehemals leerstehende Gründerzeithäuser, die zunächst besetzt und dann in Bars mit Veranstaltungsräumen umgestaltet wurden. Und auf dem (buchstäblich) flachen Land müssen sich die Menschen wieder um die dort üblichen Gemüseärten kümmern, sofern sie diese noch bewirt-

schaften. Was die Regierung in Budapest beschließt, schockiert in weiten Teilen der Bevölkerung schon lange nicht mehr. Denn der Politik wird ohnehin nicht zugetraut, irgendeines der großen Probleme des Landes zu lösen. Seien es die populistischen Parteien, die sich als sozial bezeichnen oder jene, die am liebsten das Wort „Nation“ überall anhängen. Und andere Regierungen hat es seit dem Systemwechsel 1989 nicht gegeben.

### „Hauptsache, es ändert sich was“

Attila Mong ist da eher eine Ausnahmeerscheinung. Er ist einer der bekanntesten investigativen JournalistenInnen des Landes, Resignation ist seine Sache nicht. Ende 2010 ging sein Name für kurze Zeit auch durch die österreichischen Medien. Damals war Mong noch Redakteur beim öffentlich-rechtlichen Info-Sender MR1. Am 21. Dezember wurde das berüchtigte Mediengesetz im Parlament beschlossen, und weil es den RedakteurInnen untersagt ist die Meldungen zu kommentieren, beschlossen Attila Mong und sein Kollege Zsolt Bogár in ihrer täglichen Morgensendung aus Protest eine Schweigeminute einzulegen. Beide wurden daraufhin suspendiert, Mongs befristeter Dienstvertrag wurde nicht mehr verlängert. „Bis vor 25 Jahren gab es hier eine Diktatur. In Ungarn gibt es eine lange Tradition der Anpassung“, beginnt Attila Mong

die derzeitige Lage zu beschreiben, „Die Themen der Fidesz-Partei waren schon vor der Wahl überall in den Medien, auch danach gab es keine sehr kritische Haltung zur Regierung. Auch von den unabhängigen oder linken Medien nicht. Alle haben nur gesagt: Hauptsache es ändert sich etwas“. Dann kamen allmählich die zur Regierung loyalen Leute in die Führungspositionen, auch beim MR1. „Es wurde uns dann ziemlich klar kommuniziert, welche Themen gern gesehen werden. Außerdem wurde als interne Regel eingeführt, dass kein Beitrag, der irgendwie die Regierung tangiert, gesendet werden darf, bevor nicht auch die Regierung Stellung dazu genommen hat“, erinnert sich Mong an seine letzten Monate beim Radio. „Das heißt, die Regierung konnte praktisch den Beitrag verhindern, indem sie einfach sagte: ‚Kein Kommentar‘“. Das Mediengesetz habe viele bereits lange vorhandene schlechte Traditionen in der ungarischen Medienpolitik kodifiziert: „Da reicht schon die Existenz eines solchen Gesetzes, dass dann viele sagen: ‚Warum soll ich meine Stelle gefährden? Dann ist es eben so, wie sie das wollen‘“. Erschwerend kam hinzu, dass die Sphäre des Internet nun in die Regulierung miteinbezogen wurde. Die vielen unklaren Formulierungen im Gesetz ließen auch die Webportale vorsichtiger werden, nachdem schwer einzuschätzen war, was eventuell zu einer ruinösen Geldstrafe führen könnte.



Auf der anderen Seite kam es zu Massenkündigungen beim öffentlich-rechtlichen Radio und Fernsehen, die von Geschäftsführungen in erster Linie wirtschaftlich begründet wurden. Dennoch hätten zunächst jene ihren Posten verloren, die bisher für unabhängigen und kritischen Journalismus bekannt waren, sind Attila Mong und viele andere Beobachter der Medienszene überzeugt. Eine Premiere wäre das jedenfalls nicht, denn schon die erste demokratisch gewählte Regierung in den 1990er-Jahren betrachtete die öffentlich-rechtlichen Sender de facto als Privatbesitz und Sprachrohr.

Sieg auf ganzer Linie für Fidesz? Nicht ganz, wie der Fall von Tamás Bodoky zeigt. Er ist ebenfalls einer der bekanntesten Journalisten des Landes und betreibt seit 2011 die Enthüllungsplattform *atlatszo.hu* (dt. transparent). Kurz nach dem vollen In-Kraft-Treten des Mediengesetzes im Juli 2011 veröffentlichte Bodoky auszugsweise ein ihm zugespieltes Dokument einer Broker-Firma, das steuerrelevante Informationen einiger wohlhabender Kunden enthielt. Bereits am nächsten Tag stand die Polizei bei ihm auf der Matte und forderte alle weiteren Daten und die Preisgabe des Informanten. Denn das neue Mediengesetz verpflichtete ihn dazu, die Quelle zu nennen, wenn es sich um „besondere“ Straftaten handelt. Richterlicher Beschluss war dazu keiner nötig. Bodoky berief sich auf das Redaktionsgeheimnis laut Europäischer Menschenrechtskonvention und weigerte sich trotz Strafandrohung seine Quelle preiszugeben. Vielmehr bekämpfte er den fraglichen Paragraphen bis zum Verfassungsgerichtshof und bekam Ende 2011 von diesem Recht. Im Mai 2012 wurden die betreffenden Passagen vom Parlament dann weitgehend entschärft.

### Chronisches Scheitern

Um zu verstehen, wie es zur derzeitigen Machtfülle des konservativen Lagers gekommen ist, und warum dem eine weit verbreitete Apathie in der Bevölkerung gegenübersteht, kommt

man nicht umhin auch die wirtschaftliche Situation zu erwähnen. Denn nicht ganz unähnlich der Situation in Österreich in den 1920er- und 1930er-Jahren, ebnete eine praktisch durchgehende wirtschaftliche Dauerkrise seit 25 Jahren den Weg für Heilsversprechen aller Art. Die oppositionelle rechtsextreme Partei Jobbik erzielt nicht umsonst in den kleinen Städten und Dörfern in Ostungarn ihre besten Wahlergebnisse, wo die Armut am größten ist. Nur das zum Großteil auf dem Mehrheitswahlrecht und einem zentralistischen Staat basierende politische System hat bisher den Aufstieg extremerer Parteien in höhere Ämter verhindert. Gleichzeitig wird die kommunistische Diktatur bis 1989 von vielen (älteren) Menschen als stabile Phase des persönlichen Wohlstands in Erinnerung gehalten. Denn gleich auf den Systemwechsel folgte der Zusammenbruch der Industrie und der Landwirtschaft, begleitet von sozialem Abstieg der Mittelschicht.

Gute zehn Jahre brauchte es, bis sich die Wirtschaftsleistung von diesem Trauma erholt hatte, allerdings nur dank ausländischen Kapitals, das nun ins Land strömte. Zu einer Weiterentwicklung der Makro-Strukturen kam es nicht, was sich nun bitter rächt, schreibt der Ökonom Laszló Gazdag in seiner Analyse der 20 Jahre zwischen 1989 und 2009. Statt einer auf Hochtechnologie aufbauenden Wirtschaft wie in Deutschland oder Österreich arbeite Ungarn immer noch mit einer rohstoffintensiven Industrie und dem Angebot billiger Arbeitskräfte. Diese können zwar jede Menge Autos zusammenschrauben, aber die hochwertigen Bestandteile stellen sie nicht selbst her. Die Wirtschaftspolitik der jeweiligen Regierung habe die Lage zudem eher verschlimmert.

Ähnlich sieht es Laszló Akar, Ökonom am Wirtschaftsforschungsinstitut GKI: „Die kurzfristigen Interventionen der Politik haben bisher nur zum Kippen des Gleichgewichts geführt. Es wurden staatliche Defizite erzeugt, die dann wieder mit Steuern

reduziert werden mussten. Die Folge war weniger Wachstum.“ Die Fidesz-Regierung wiederum agiere auf andere Weise falsch, denn mit diversen Sondersteuern wurden ausländische Investitionen verhindert. Zudem wurden durch eine einheitliche Einkommenssteuer von 16 Prozent die Wohlhabenden beschenkt. „Die Regierung ist in ihrer eigenen Ideologie und in den äußeren Zwängen gefangen. Und selbst wenn der Kurs geändert wird, ist der Budget-Spielraum sehr begrenzt, weil schon so viel ausgegeben wurde“, ist Akars wenig optimistisches Resümee. Gut möglich also, dass Viktor Orbán so wie sein Vorgänger früher oder später an der Unfähigkeit scheitern wird, die wirtschaftlichen Probleme des Landes in den Griff zu bekommen.

Die sich langsam mobilisierende Zivilgesellschaft und die großen Studierendenproteste des vergangenen Winters jedenfalls werden eine politische Kehrtwende so bald nicht erreichen. Aber sie können der Anfang einer neuen politischen Kultur sein, die mit den schlechten Traditionen der Vergangenheit bricht, die sich durch die gesamte ungarische Gesellschaft ziehen. Auswüchse wie das Mediengesetz oder die obskur-pathetische Präambel der neuen Verfassung sind letztlich die verzweifelte Suche nach der großen gemeinsamen Erzählung, der aber jede Pluralität zum Opfer fallen muss. Zu den Traditionen gehören auch der weit zurückreichende Opfermythos, die Verklärung der Vergangenheit, die ewige Suche nach Sündenböcken und der aggressive Nationalismus, für den der politische Gegner unter dem Generalverdacht des Hochverrats steht. Dinge, die auch in Österreich nicht ganz unbekannt sind. Die Geister der Vergangenheit müssen auch in Ungarn erst entmachtet werden, bevor das kleine Land mit der seltsamen Sprache in Europa und im 21. Jahrhundert ankommen kann.

**Tamás Müller** arbeitet als freier Journalist in Wien, bisher u. a. für die Wiener Zeitung, medianet und textfeld.ac.at.

# Kleine winterliche Wahrschau<sup>[1]</sup>

**D**er Papst tritt zurück. Nordkorea zündet eine Atombombe. Ein Meteorit fällt auf den Ural. Präsident Obama verkündet das Ende des Afghanistan-Krieges. In Syrien zerstören Krieger des Islam eine Büste des berühmten Dichters Abu al-Alaa, er lebte um die erste Jahrtausendwende. Der blinde Poet war ein helllichtiger Mann, er sagte: „In dieser Welt gibt es nur zwei Arten von Menschen – intelligente Menschen ohne Religion und religiöse Menschen ohne Intelligenz“.

## Die Welt geht ihren Gang. Und Europa?

Der deutsche Exporterfolg korrespondiert mit den Defiziten der Schuldnerstaaten an der südlichen Peripherie der Eurozone. In den zwölf Jahren seit der Euro-Einführung sind das 700 Milliarden Euro. Infolge der Einheitswährung fehlt den schwachen Staaten die Möglichkeit, die Landeswährung abzuwerten. Nicht die Währung wird daher abgewertet, sondern die inneren ökonomischen und sozialen Werte dieser Länder. Die Folge ist eine Deindustrialisierung von gut einem Drittel des Kapitalstocks, wie sie in der Geschichte nur bei länger dauernden Kriegen beobachtet wird. Massenarbeitslosigkeit, eine rasch wachsende Altersarmut und der Zusammenbruch sozialstaatlicher Systeme sind die Konsequenz. Seit 2010 befinden sich die europäischen Krisenländer in einer Dauerrezession, die eine Haushaltssanierung unmöglich macht und immer weitere Sparpakete nach sich zieht. Eine der Folgen ist ein Abschmelzen der verbliebenen Wohlstandinseln, das Masseneleid rückt näher an die Zentren heran.

Diese Entwicklungen verlaufen nicht ohne Widersprüche. Weltweit ist Griechenland einer der größten Waffenimporteure<sup>[2]</sup>. In den Jahren 2011/12 bezog das bankrotte Land die meisten Rüstungsgüter aus den USA, gefolgt von Deutschland (23 Prozent), wo Athen vor allem Panzer und Schiffe erwarb, sowie Frankreich mit zwölf Prozent. Mit 136.000 Angehörigen (bei einer Bevölkerung von elf Millionen) ist die griechische Armee weit überdimensioniert. Gleichzeitig hungern Kinder in ungeheizten Schulen, alte und kranke Menschen verrecken in ihren Wohnlöchern oder bringen sich um<sup>[3]</sup>, weil sie Miete, Lebensmittel, Medikamente nicht mehr bezahlen können. Der Treibstoff für 400 Kampfflugzeuge und 1400 Panzer wird indes weiter finanziert.

[1] In der Schifffahrt versteht man unter „Wahrschau“ die Arbeit eines Lotsen, der die Schiffsleute vor Wracks oder Untiefen warnt. Welche Theorie der Lotse seiner Wahrschau zugrundelegt, ist nicht wichtig. Hingegen sind scharfe Augen und eine rasche Auffassungsgabe von Vorteil. Im Folgenden der Versuch einer Wahrschau mit Stand 14. Februar 2012.

Nachdem das ungarische Verfassungsgericht zahlreiche Gesetze seiner Regierung als verfassungswidrig aufhob, so die Wahlrechtsreform und ein Gesetz zur Kriminalisierung von Obdachlosen, lässt der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán eine Verfassungsnovelle ausarbeiten, die einem Staatsstreich gleichkommt. Nunmehr dürfen die Höchstrichter sich nicht mehr auf ihre Urteile oder Erkenntnisse der letzten zwanzig Jahre stützen, nur die aktuelle Verfassung darf zur Urteilsbegründung herangezogen werden, jene Scheinverfassung, die Orbán 2012 oktroyiert hatte. Außerdem lässt Orbán die als verfassungswidrig gekappten Gesetze als Teile der neuen Verfassung verankern.<sup>[4]</sup>

## Europa geht seinen Gang. Und Österreich?

Segelt im Schlepptau des deutschen Wirtschaftstankers und macht nicht nur mit den Staaten Süd- und Osteuropas gute Geschäfte. Der in Kärnten beheimatete Waffenproduzent Glock sichert sich einen Auftrag der britischen Streitkräfte im Wert von elf Mio. Euro. Jeder der zehntausend britischen Afghanistan-Kämpfer wird mit einer Pistole aus Österreich ausgestattet. Die Waffe wird bereits von der britischen Polizei verwendet, auch das schwedische und das norwegische Militär sowie Schweizer Spezialeinheiten verlassen sich auf Glock-Waffen. Bei US-Behörden wie dem FBI hält Glock einen Anteil von 65 Prozent.

Auch die Freizeit- und Sportindustrie floriert, chauvinistische Bilder gibt's als Draufgabe. Bei der Skiweltmeisterschaft in Schladming geriert sich ein röhrender Lederhosenträger als wär er der Pressesprecher von Engelbert Dollfuß. Und jener Milliardär, der 1990 durch eine 50-Prozent-Beteiligung der verstaatlichten Voest an MAGNA vor dem Konkurs

[2] Zahlen vom Stockholmer Friedensforschungsinstitut SIPRI

[3] Zweitausend belegte Selbstmorde 2011/12, Konkret, 1/2013, S. 12

[4] Die Spruchpraxis der Höchstrichter in den Jahren vor 2012 würde damit juristisch wertlos werden. Die Urteilshistorie aber ist ein wichtiger Teil der Rechtskontinuität. Die ungarische Verfassung verkommt damit zu einem reinen „Anlass- und Ermächtigungsgesetz der Machthaber“. Pester Lloyd, 9.2.2013.

gerettet wurde<sup>[5]</sup>, schickt sich an im Supermarkt der heimischen Politik einen Ladenhüter nach dem anderen einzukaufen. Immerhin ist der Mann mit der drolligen Sprache für Österreich ein Novum. Ein rechter Populist, der weder antisemitisch, noch rassistisch noch xenophob ist. Ob die Wählerinnen und Wähler ihm das durchgehen lassen?

Wenn auch der Geschäftsgang insgesamt zufriedenstellend ist; viele Sozialleistungen werden weiter eingeschränkt, sei es weil Bundesländer und Städte Milliarden von Steuergeldern auf den Finanzmärkten verwettet, sei es weil die Organisationen der Lohnabhängigen, ÖGB und Arbeiterkammern, ihren Kernaufgaben – Erhaltung und Ausbau der Massenkaukraft, Sicherung des Sozialstaats – immer weniger nachkommen.<sup>[6]</sup> Jetzt wird klar, dass der ÖGB, der von der schwarz-blauen Regierung gerettet wurde, nachdem die Gewerkschaftsbank den ÖGB und dessen Streikfonds (das Herzblut von drei Generationen Gewerkschaftern) durch kriminelle Finanztransaktionen zugrunde gerichtet hatte – dafür den Preis bezahlt. Die vermögenden Kreise Österreichs und ihre politischen Vertretungen ließen den ÖGB am Leben – als politisches Schoßhündchen. Und die an auf ihren gut dotierten Posten klebenden Gewerkschafts- und Arbeiterkammerfunktionäre danken es, in dem sie ihre Klientel an die Kandare nehmen und griechische Zustände an die Wand malen.

Der Rückbau des Sozialstaats beginnt bei der sogenannten Gesundheitsreform, die das Doppelziel Öffnung des Gesundheits- und Pflegemarktes für privates Kapital bei gleichzeitiger Überwachung von Ärzten und Patienten verfolgt, führt über eine ineffiziente und reaktionäre Bildungspolitik, die mehr Ungleichheit als Wissen produziert, bis zu den Attacken von Gewerkschaftsspitzen und Arbeiterkammerern, das Pflegegeld, dieses Residuum einer auf Würde und Selbstständigkeit aufbauenden Sozialpolitik, abzuschaffen und das Geld zu den Anbietervereinen Volkshilfe und Hilfswerk – also in Vorfelddorganisationen von SPÖ und ÖVP – umzuschichten. Behinderte Menschen sollen wieder Objekte und nicht Subjekte der Politik sein. Dass dies in Österreich mittlerweile wieder Konsens ist, belegt folgender Fall: Die EU gibt als Zieljahr für öffentliche Barrierefreiheit das Jahr 2015 an, daraufhin setzt die Stadt Wien dieses Datum mit 2042 (!) fest. Der Präsident der Wiener Architektenkammer und Träger des Goldenen Verdienstzeichens des Landes Wien 2011, Walter Stelzhammer, fordert überhaupt die Abschaffung der Barrierefreiheit, sie sei eine Fessel der architektonischen Kreativität. Mobilitätsbehinderte Menschen sollen sich gefälligst in Heime verziehen oder in ihren Erdgeschoß-Ghettos verharren.<sup>[7]</sup> Diese Episode zeugt nicht nur vom bewunderungswürdigen Mut eines politischen Herrenreiters, der es sich nicht nehmen lässt, bei unter Druck geratenen Gruppen noch kräftig

<sup>[5]</sup> Er revanchierte sich, indem er die zum Abschluss freigegebene Voest in der Schüssel/Haider-Zeit um einen Bettel kaufen wollte. Siemens kam ihm zuvor.

<sup>[6]</sup> Die OECD weist darauf hin, dass die Reallöhne in Österreich für die Masse der Arbeitsbevölkerung in den letzten fünfzehn Jahren gesunken sind, neulich stieß auch der Weltwährungsfonds ins selbe Horn.

<sup>[7]</sup> Ö1, Von Tag zu Tag, 12.2.2013, Stelzhammer ist auch Vorsitzender der Bundessektion Architekten der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten und Träger des Würdigungspreises des Landes Niederösterreich 2010. Ein Mann, dessen Wort Gewicht hat.

<sup>[8]</sup> Eine Ausnahme bildet die Arbeiterkammer Niederösterreich.

nachzutreten, sie spricht ebenso sehr für das feine Gespür mancher Intellektueller, dass die politischen Winde sich in Richtung Vergangenheit drehen.

Die Erkenntnis, dass die Organisationen der Arbeiter- und offiziellen Behindertenbewegung die Interessen ihrer Klientel nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt vertreten und ihrerseits immer mehr zu Bedrängern und Unterdrückern vor allem von Frauen, alten Menschen, migrantischen und anderen benachteiligten Gruppen geworden sind, setzt sich, wenn auch zögerlich, immer mehr durch. Die Liste der „neuen politischen Gegner“ der vermögensfernen Gruppen und Schichten reicht vom Hauptverband der Sozialversicherungsträger mit seinen intransparenten und von demokratischer Einflussnahme abgeschotteten Kassen über die Gewerkschaften, in denen Funktionäre sich gegenseitig auf die nächste Ebene hieven („mediatisiertes Wahrecht“) und Urwahlen für ein Schreckgespenst halten und die Landesarbeiterkammern<sup>[8]</sup> bis zu den für Soziales, Bauen sowie Verkehr zuständigen Magistratsabteilungen der großen Städte und da vor allem Wien, Graz, Linz, Klagenfurt und Salzburg. Kurioserweise mahnen seit geraumer Zeit Sprecher der Industriellenvereinigung vor Massenarmut und fordern verstärkte soziale Aufmerksamkeit.

Seit jeher werden in Österreich Verschiebungen in der gesellschaftlichen Tiefenstruktur von folkloristischen Einlagen begleitet. So auch dieses Mal. Der scheidende Chef des Generalstabes, General Edmund Entacher, wünscht sich für seine Abschiedsparade den Überflug von Eurofightern und ist nur mühsam davon zu überzeugen, dass dies dem Image des Heers nicht zum Vorteil gereicht. Und ein ehemaliger Präsenzdiener erinnert sich, eine Ausgangssperre fürs Wochenende ausgefasst zu haben, weil er einen im Korporalsrang stehenden Esel, der die Trommel der Militärkapelle zog, nicht vorschriftsmäßig gegrüßt hatte. Schließlich noch ein Beispiel für Toleranz und Demokratie in Kärnten: Der katholische Pfarrer Johann Wornik und der Pfarrgemeinderat Heinrich Tritthart trugen wesentlich zur Aufdeckung menschenrechtswidriger Zustände im Asylheim bei Saualm bei Griffen bei. Sie zogen sich damit den Zorn des Landeshauptmannes und Flüchtlingsreferenten Dörfler zu. Ein klarer Fall für den Kärntner Menschenrechtspreis 2012 – dachten viele. Doch der Preis sei politisch nicht durchsetzbar gewesen, hieß es bald, Dörfler hätte die Entscheidung nicht akzeptiert. Die sechsköpfige Jury unter dem Vorsitz der Amnesty-International-Regionalleiterin (!) Larissa Krainer getraute sich in der Folge nicht, ein Zeichen für Zivilcourage und die Menschenrechte von Asylwerbern zu setzen.

Wornik und Tritthart hatten mit Abstand die meisten Nennungen, gefolgt von Angelika Hödl vom Komitee für mehr Menschenrechte. Doch auch die Menschenrechtsaktivistin und Geschäftsführerin des zweisprachigen Radio Agora, die 2008 für geflüchtete Saualm-Insassen Privatquartiere in Krumpendorf organisiert hatte, wurde verworfen. Die honorable Jury einigte sich schließlich auf ein Tanzprojekt der Katholischen Frauenbewegung mit Migrantinnen-Mädchen. Der Preis ist mit 8000 Euro dotiert und wird von Landeshauptmann Gerhard Dörfler vergeben.

**Erwin Riess** ist Schriftsteller, langjähriger Aktivist in der Behindertenbewegung und Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten.

# Wer protestiert, wird abgeschoben

## Vom Kampf der Flüchtlinge um das Recht, Rechte zu haben

Vor über drei Monaten sind Flüchtlinge zu einem Protestmarsch von Traiskirchen nach Wien aufgebrochen. Auch **Radio Stimme** hat berichtet. Seither ist so viel passiert, dass sich eine Nachlese zu den Anfängen des Refugee Camps erübrigt. An dieser Stelle erscheint daher eine „Vorlese“ auf eine der kommenden Sendungen.



BeobachterInnen sind sich einig: Historisch an den Protesten der Flüchtlinge ist vor allem, dass diese selbstorganisiert auf ihre Situation aufmerksam machen.

Es ist aber genau dieses Moment der Selbstorganisation, das immer wieder in Frage gestellt wird. Besonders zu Beginn der Proteste wurden von GegnerInnen oft „süddeutsche Aktivisten“ als die eigentlichen „Drahtzieher“ der Demonstrationen genannt. Aber auch jene, die mit den Protestierenden sympathisieren, verweisen beizeiten auf den störenden Einfluss von außen. Was hat es mit diesen immer wieder eingestreuten Hinweisen auf die Rolle der AktivistInnen auf sich?

### Legitimität

Jene, die keinerlei Missstände im Asylsystem erkennen wollten, stellten als erste in den Raum, die Proteste würden von AkteurInnen im Hintergrund gelenkt. Damit versuchten sie, eine Darstellung zu etablieren, in der Flüchtlinge keinen Anlass für

Protest hätten, wären sie nicht dazu angestiftet worden. In der Wahrnehmung von Kommentatoren wie Wilhelm Theuretsbacher<sup>[1]</sup> vom Kurier tricksen sich Flüchtlinge und AktivistInnen gegenseitig aus. Flüchtlinge würden sich vor NGOs hilfloser darstellen, als sie eigentlich sind, während AktivistInnen ihrerseits Flüchtlinge in Proteste verstrickten um die eigenen politischen Anliegen durchzusetzen. Der Verweis, bei den AgitatorInnen handle es sich nicht einmal um ÖsterreicherInnen, unterstreicht – neben dem geschickten Spiel mit Anti-Deutschland-Chauvinismus – auch die bösen Absichten der Revolutionsexporteur und bringt eine weitere Gruppe Verblendeter ins Spiel: die nichtsahnenden gutmeinenden österreichischen UnterstützerInnen.

### Authentizität

Eine Variante dieser Argumentation präsentiert sich umgänglicher. So gesteht mancher Kommentar zwar Mängel im Asylsystem ein und attestiert den Flüchtlingen durchaus, sich in einer Notlage zu

befinden. Mit dem Verweis auf AktivistInnen im Hintergrund wird aber die Authentizität der Proteste angezweifelt. Das entspricht durchaus gängiger Medienlogik, die spontanen Demonstrationen mehr Authentizität zuerkennt als von NGOs vorbereiteten Kundgebungen. Spontandemonstrationen stehen dabei für ein plötzlich ausbrechendes „Genug ist genug“, das keine OrganisatorInnen braucht und deswegen auch vor Vereinnahmung sicher scheint.

Diese Erzählung ist jedoch ein Mythos, ein modernes Märchen. Auch spontane Bewegungen – z. B. *unibrennt* – werden vorbereitet und initiiert. Und selbst Großdemos mit langer Vorlaufzeit benötigen ein spontanes Moment. Hinzu kommt, dass Flüchtlinge eine Demonstration in Österreich gar nicht anmelden dürften. Ohne österreichische OrganisatorInnen wären sie also tatsächlich nicht in der

Lage, ihre Stimme zu erheben. Schmälert also alleine die Tatsache, dass sich Protestierende aufgrund geltender Bestimmungen entsprechend vernetzen müssen, bereits ihren Anspruch, selbstorganisiert aufzutreten? Wieso sind wir bereit, die Erzählung des „spontanen Aufbegehrens“ im Fall Studierender zu akzeptieren, nicht aber im Fall der Flüchtlinge? Der Schluss liegt nahe, dass es Medien auch deshalb schwer fällt, Flüchtlinge primär über ihre Rolle als Protestierende wahrzunehmen, weil ihnen eine solche Rolle bisher nicht zugestanden wurde. Es hat etwas Unerhörtes, weil zuvor eben noch nie Gehörtes, wenn Flüchtlinge aktiv ihre Stimme erheben. Hinter dem Zweifel daran, dass Flüchtlinge sich ohne fremden Einfluss gegen ihre Lebensumstände aufbegehren könnten, steht daher auch die Vermutung, dass sie es ja eigentlich nicht können dürften. Das Recht

[1] <http://kurier.at/politik/inland/protestaktion-mit-fragezeichen/1.417.101> (Stand 1.3.2013)

[2] So z. B. Richard Kreissl in: <http://derstandard.at/1353207490369/Boulevard-der-Betroffenheit> (Stand 1.3.2013)

zu protestieren ist es, das Flüchtlinge für sich einfordern und das ihnen mit dem Verweis auf die mangelnde Authentizität ihrer Proteste abgesprochen wird. Damit bestätigt sich aber auch, welche historische Rolle die Refugee-Proteste haben.

### Das Dilemma der UnterstützerInnen ...

Allerdings verweisen auch jene, die gewiss andere Motive haben, als die Proteste zu delegitimieren, auf problematisches Verhalten mancher AktivistInnen im Hintergrund.

Geäußert wurde diese Kritik von NGOs wie der Caritas aber beispielsweise auch von Anwalt Georg Bürtsmayr, vor allem aus der massiven und sehr begründeten Sorge um die Sicherheit und Gesundheit der Flüchtlinge. Bereits zu Beginn der Demonstrationen war klar, dass schon ein eintägiger Marsch von Traiskirchen nach Wien ernstzunehmende Schwierigkeiten in laufenden Verfahren nach sich ziehen kann. Erst recht galt dies für

den Aufenthalt im Camp und noch viel mehr für den lebensgefährlichen Hungerstreik.

Hinzu kommt, dass die Refugees in einem für sie fremden gesellschaftspolitischen Kontext operieren müssen. Die lebensbedrohliche Lage während des Hungerstreiks, die Tatsache, dass immer wieder Protestierende festgenommen und abgeschoben wurden und dass mehrere akut von Abschiebung bedroht sind, sobald sie die Kirche verlassen – das alles macht klar, in welchem prekären Raum protestierende Flüchtlinge operieren. Ungelöst bleibt die Frage, welche Rolle UnterstützerInnen in dieser Situation einnehmen können.

NGOs und Interessensgruppen, die im Namen der Flüchtlinge sprechen, wird genau diese Position als „FürsprecherInnen“ vorgehalten<sup>[2]</sup>. Wer Flüchtlingen davon abrät zu protestieren, wird kritisiert die eigenen Prinzipien zu unterlaufen. Wer demgegenüber Flüchtlingen zu Protesten rät, wird dafür kritisiert werden,

eine aussichtslose Situation lebensgefährlich zu eskalieren. Aus all dem ergibt sich extrem wenig Handlungsspielraum für jene, die Flüchtlinge in ihrem Kampf um politische Rechte unterstützen. In Abwandlung eines bekannten Slogans scheint das deprimierende Fazit: „Wer kämpft, kann nur verlieren, wer nicht kämpft ebenfalls.“

Den Refugees kommt das Verdienst zu, einen Ausweg aus dieser Pattsituation gefunden zu haben. Rechtsradikalen Agitatoren bieten sie Tee an, der arroganten Kritik zweier Protest-Songcontest-Juroren begegnen sie mit beschämender Offenheit<sup>[3]</sup>, der wenig mutigen Stellungnahme des Bundespräsidenten mit Milde. Während Heinz Fischer das Hilfsgesuch der Flüchtlinge mit dem Hinweis auf scheinbar in Stein gemeißelte Gesetze zurückweist<sup>[4]</sup>, ver helfen ihm diese wenigstens zu Öffentlichkeit. Fortwährende, persistente Beschämung österreichischer Menschenrechtspolitik scheint der momentan einzige verbleibende Ausweg aus einer jahrelangen Pattsituation und gefunden haben ihn die protestierenden Flüchtlinge. „We are no babies, you know“ hat Khan Adalat, einer der Protestierenden, geantwortet, als im

Raum stand, die Refugees würden von AktivistInnen beeinflusst.

### ... und ein Ausweg daraus

Bleibt die Sorge um die drohende Vereinnahmung der Proteste. Etwas, mit dem sich jede Form des Protestes auseinandersetzen muss, sobald ein gewisses Maß an Öffentlichkeit erreicht ist. Altbewährte Strategien im Umgang damit gibt es genug, Ignoranz ist wohl die wirksamste davon. Vereinnahmende nicht zu Wort kommen lassen, ihnen keinen Raum geben. Will man die Flüchtlinge für sich selbst sprechen lassen – wieso tut man es dann nicht?

Robert Misik hat darauf verwiesen: Es gibt nur wenige Chancen, wie die Refugees in diesem Konflikt mit einem ewig zynischen Innenministerium tatsächlich siegreich hervorgehen können<sup>[5]</sup>. Sich eine Stimme in den Medien verschafft zu haben, ist ein wirklich bedeutender Sieg, den die Flüchtlinge errungen haben. Misik z. B. stellte sein Videoblog den Refugees zur Verfügung. Wer also zuhören will, hat jetzt die Gelegenheit<sup>[6]</sup>.

**Alexandra Siebenhofer** ist Redakteurin bei Radio Stimme.

<sup>[3]</sup> <http://fm4.orf.at/stories/1712739> (Stand 1.3.2013)

<sup>[4]</sup> Sehr treffend dazu der Kommentar von Alex Dvorak in: <http://derstandard.at/1361240461790/Fluechtlingsprotest-Gesetze-nicht-Naturgesetze> (Stand 1.3.2013)

<sup>[5]</sup> <http://derstandard.at/1360681898928/In-der-Zwischenwelt-von-Erfolg-und-Misserfolg> (Stand 1.3.2013)

<sup>[6]</sup> <http://derstandard.at/1361240962345/Schliesst-nicht-Eure-Augen-schliesst-nicht-Eure-Ohren> (Stand 1.3.2013)



das politische magazin  
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

[www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at)

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Berlin	Radio Alex

## Im März 2013

**S**chwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die ganze Welt verrückt spielt und kein Stein auf dem anderen bleibt. Wenn sogar so ein Steinklumpert vom Himmel fällt. Gut, der Asteroid 2012 DA 14 ist noch einmal an uns vorübergezogen, dafür ist ein Meteorit mit 7000 Tonnen im russischen Ural eingeschlagen. Meteorit darf man nicht mit Metropolit verwechseln. Das ist ein geistlicher Würdenträger in der Ostkirche. Zum Beispiel der Metropolit im bulgarischen Plovdiv, der mit seiner Rolex die Stromrechnung bezahlen wollte. Meteorit also. Aber der Himmel soll sich nicht blöd spielen mit uns. Als letzte Warnung haben wir zwei Austro-Satelliten raufgeschossen: TUGSAT-1 und Uni-BRITE. Die sind aber nicht rund wie der alte Satellit Sputnik, sondern würfelig. Quasi ein quadratschädlicher Doppeladler, damit die Aliens ein richtiges Bild von uns Österreichern bekommen. Hauptereignis war natürlich ein Rücktritt und seine Folgen.

Gerade wie der Kommerzienrat Schwarzschanerl wieder einmal gegen die um sich greifende Tendenz zur Frühpensionierung gewettert hat, geht die Tür auf und der Zeitungsverkäufer kommt rein und schreit den Aufmacher durchs Lokal: „Papst tritt zurück!“ Da war der katholische Unternehmer plötzlich schmähsad. „Wenn sogar die geistlichen Herren und SEIN Stellvertreter auf Erden Pensionsschlupflöcher beinhart ausnützen, stehen wir Wirtschaftstreibenden auf verlorenem Posten!“, hat er noch geseufzt. Dass dann ein Blitz in den Vatikan eingeschlagen hat, hat er als Omen gesehen. Dabei stand seine Kirche eh lange im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Votivkirche war Monate bummvoll. Und die katholische Kirche ist zu Christo zurückgekehrt: Zu Beginn der Fastenzeit wurden die heimischen Gipfelkreuze verhüllt. Aber jetzt das? Dann wurde er vom Herrn Grünlinger darauf aufmerksam gemacht, dass so eine überraschend vom Zaun gebrochene Papstwahl ein echter Jungbrunnen für die darbende Wirtschaft in Italien ist. Da hat sich der Schwarzschanerl wieder über die Siege seiner Partei freuen können: die Bundesheer-Befragung und die Landtagswahlen in Niederösterreich. Der Genosse Rotlauf war da eher gespalten und hat plötzlich seine Liebe zu Kärnten entdeckt. „Wir sind Kaiser!“ hat er am ersten Sonntagabend im März gejubelt. Womit wir schon mitten in der Politik sind. Der Kamerad Brauntresch war da nur mehr ein Häufchen Elend – dabei hat er da noch nicht gewusst, was noch kommen sollte. „Der Strache hat ja nicht einmal seine Gauleiter im Griff! Unterm H ...aider hätt's das nicht gegeben!“, hat er geplärrt, als auch eine Abfolge von blauen Konklaven in Kärnten keine Lösung brachte. „Der Zerfall Jugoslawiens war im Vergleich zur Zerbröselung der Kärntner Freiheitlichen ein Langzeitprojekt!“, hat der Grünlinger noch Salz in seine Wunden gestreut. Angeblich will der Strache ja heiraten – und nicht nur wieder die Kärntner Scheuch-Partie.

Auch der Salzburger Untersuchungsausschuss zur Spekulationsaffäre könnte noch länger dauern, bis feststeht, wie viel Geld wohin verschwunden ist. Das kommt davon, wenn man auf falsche Rathgeber hört. In der Telekom-Affäre hat es nicht rechtskräftige Urteile gegeben mit Haftstrafen für drei Manager. Einstellungsbedingung für diese dürfte seit Jahren der Satz sein: „Ich weiß nichts!“ Und dafür sind satte Gagen und Boni ja durchaus gerechtfertigt. Eine Untersuchung hat einen Kollateralschaden des schlechten ORF-Programms ergeben: An Abenden und Wochenenden sind die Spitalsambulanzen überlaufen, weil die Leute das Gefühl haben, dort ist Interessanteres zu sehen. Und bei der Betrachtung der anderen Bresthaften gibt es keine Störung durch Werbeblöcke.

Kurz war auch ein großer Aufruhr über Esel- und Pferdefleisch in der Lasagne, obwohl Rindfleisch versprochen war. Draufgekommen sind sie nur, weil ein kleines Stückchen Hufeisen in der Lasagne war. Die Erzeugerfirma hat erst gemeint, das bringe ja eh Glück, aber dann doch eine Rückrufaktion gestartet. Dabei finde ich das gesundheitsfördernd, bei dem, was den Pferden alles gespritzt wird. Angeblich hat der Armstrong in seinem Verfahren gesagt, er habe nicht gedopt, sondern nur viel Rindfleisch gegessen. Wir aber fragen uns: Wo soll das enden? Vielleicht mit Chili con cane?

Zum Sport. Da war die Ski-WM in Schladming das Hauptthema. Da hat der ORF voll zugeschlagen. Schon die Eröffnungszereemonie zeigte Österreich als bundesländerübergreifendes Heimatmuseum, leider konnten dafür weder Heinz Conrads noch Peter Alexander wiederbelebt werden. Weil so ein WM-Rennen, an dem auch Ski-Exoten teilnehmen, aber lang dauert, wenn das Wetter nicht mitspielt, wurden auch die im Ziel wartenden Familienmitglieder der Sportler immer wieder ausgiebig ins Bild gerückt. So eine Veranstaltung gibt Reportern auch immer wieder Anlass zu gescheiterten Fragen. Dabei brillierte die Slowenin Tina Maze. Als sie nach dem Abfahrtstraining gefragt wurde, wie der Schnee gewesen sei, antwortete sie nicht, wie zu erwarten war: „Super! So einen Schnee gibt es nur in Schladming!“ Sondern: „Weiß wie immer!“ Da hat der Frager blöd geschaut.

Zu meiner Zukunft: Das Andock-Verfahren bei der Stronach-Partei ist noch im Laufen. Wenn es nichts wird, versuche ich es bei den NEOS. Das sind die Industriellenkinder aus der Provinz, die Nicola, Nicole, Nicolina, Nicoletta, Nicolettina und Markus oder Kevin heißen und Betriebswirtschaften inskribiert haben. Vielleicht suchen die auch einen einfachen Mann aus dem Volk, so einen wie mich halt.

# Auszeichnung für Radio Stimme

„Straßenbefragung“ gewinnt Radiopreis der Erwachsenenbildung

**R**adio Stimme hat für die Sendungsreihe „Straßenbefragung“ zum dritten Mal den Radiopreis der Erwachsenenbildung für die besten Bildungssendungen österreichischer Radiosender in der Sparte Kurzsendungen bekommen.

Radio Stimme ist freies politisches Radio: ehrenamtlich, unabhängig und mit gesellschaftskritischem Anspruch. Die Sendung will zum Nachdenken über gesellschaftliche Dominanz- und Machtverhältnisse anregen und setzt sich mit Beziehungen von Mehrheiten und Minderheiten auseinander. So gehört die Straßenbefragung zu den erfolgreichsten Sendungsreihen von Radio Stimme. Die Straße selbst wird zur Interviewpartnerin und mit der oft problematischen Vergangenheit ihrer NamensgeberInnen konfrontiert.

Interviewt wird unter anderen der Dr.-Karl-Lueger-Ring, dessen Namensgeber ein Wiener Bürgermeister war, der Antisemitismus als politische Strategie verstand. Erst 2012 wurde der Ringabschnitt, an dem das Hauptgebäude der Universität liegt, in Universitätsring umbenannt. Ähnlich der Schlesingerplatz, der durch eine österreichische Lösung mit Identitätsproblemen zu kämpfen hat. Der nach dem Antisemiten Josef Schlesinger benannte Platz wurde 2006 einfach mit einer Zusatztafel versehen, wonach

die neue Namensgeberin die jüdische Frauenrechtlerin Therese Schlesinger wurde. In Berlin trifft Radio Stimme die M-Straße, die sogar auf eine eigene U-Bahn Station in repräsentativer Umgebung verweisen kann. Die InterviewerInnen berichten von AktivistInnen, die auf die Kolonialgeschichte Deutschlands hinweisen und eine Umbenennung in Jagodiastrasse fordern, nach einer Sexsklavin, die Opfer der deutschen Kolonialgeschichte geworden ist.

Eine weitere Straße, die lieber anonym bleiben will, ist nach wie vor einem autoritären Politiker gewidmet und spiegelt den verharmlosenden Umgang Österreichs mit der eigenen Geschichte wider. Von Kurt Schuschnigg als erstes Opfer der Nazis inszeniert, zeichnete sich dieser Herr

durch die Einführung von Pressezensur sowie die Ausschaltung des Verfassungsgerichtshofs und des Parlaments aus. Diese Straße befindet sich in Mank in Niederösterreich und ist äußerst unglücklich darüber, dass bis heute kein Interesse an einer Umbenennung besteht. Zum Nachhören gibt es diese und weitere Straßenbefragungen im Radio Stimme-Archiv: <http://cba.fro.at>



Straßennamen reflektieren Machtverhältnisse und die Radio Stimme-Straßenbefragungen zeigen, wie notwendig eine kritische Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum ist. Dass die Sendungsreihe ausgezeichnet wurde, unterstreicht diese Notwendigkeit. Und dass diese wichtige Arbeit von freien unabhängigen RedakteurInnen produziert wurde und auf freien Radiosendern zu hören ist, scheint nicht unwesentlich, um auch hier die Macht- und Mehrheitsverhältnisse anzusprechen. Zehn von 19 Nominierungen und drei von fünf Auszeichnungen wurden auf freien Radiosendern produziert und ausgestrahlt, darunter Radio Orange, Radio Freequeens, Radiofabrik und Radio Fro. Mehr als die Hälfte der nominierten Beiträge wurden von Frauen eingereicht.

Die Veranstalter ARGE Bildungshäuser Österreich, der Buchereiverband Österreichs, der Verband Österreichischer Volkshochschulen und das Wirtschaftsförderungsinstitut der Wirtschaftskammer haben zur Preisverleihung ins Radiokulturhaus eingeladen. Staatsnahe Verbände schreiben einen Preis aus, der im staatlichen Rahmen – dem ORF Radiokulturhaus – übergeben wird. Der Ort ist ohne Zweifel nahe liegend. Es handelt sich aber gleichzeitig um einen Ort, an dem Bildung und Meinung durch das staatliche Monopol diszipliniert, strukturiert und kontrolliert werden.

Die Verflechtungen von staatsnahen Verbänden und Meinungsmonopol werden auch in der Preisverleihung selbst sichtbar und hörbar. Der ORF-Hörfunkdirektor Karl Amon wird fälschlicherweise als Radiochef vorgestellt – es bleibt offen, ob aus Ungenauigkeit oder Überheblichkeit. Die Preise werden im nichthörbaren OFF, ohne Mikrofon, übergeben. Die PreisträgerInnen verschwinden nach der Übergabe, wenn nicht wortlos,

so doch für das Publikum nicht hörbar, von der Bühne. Das Mikrofon, die hörbare Stimme verbleibt bei den Rednern, den Repräsentanten, den Männern im Anzug.

Am Ende der unglücklichen Zeremonie hat Radio Stimme-Redakteurin Alexandra Siebenhofer im Namen der Redaktion ihre Stimme eingefordert und eine beeindruckende Rede über den problematischen Zusammenhang von kritischer Berichterstattung und Finanzierung durch öffentliche Gelder gehalten. Das Publikum bedankte sich mit großem Applaus.

Ida Divinzenz ist Redakteurin bei Radio Stimme



Verleitung zum Aufstand.  
Ein Versuch über Widerstand und  
Antirassismus.  
Von Michael Genner.  
Wien: Mandelbaum 2012.  
256 Seiten, EUR 19,90  
ISBN 978385476-616-2

## Kompromisslos – auch gegenüber sich selbst

Österreich war vor 1968 ein zutiefst rückständiges Land. Es herrschte der geistige Moder, die biedere Verlogenheit der Nachkriegszeit“ – kein sympathisches Bild, das Michael Genner in seiner politischen Autobiografie von Österreich der 1960er-Jahre zeichnet. Aber es ist jenes politische und gesellschaftliche Umfeld, das ihm Motivation war, politisch tätig zu sein und in dem sein jahrzehntelanger politischer Aktivismus seinen Anfang nahm.

Michael Genner spannt einen weiten Bogen: Seine Erzählungen beginnen bei seinem Vater, der Nationalratsabgeordneter der Sozialdemokraten und im aktiven Widerstand gegen AustrofaschistInnen und NationalsozialistInnen war und wegen „Beihilfe zum Hochverrat“ in Gestapo-Haft landete. Laurenz Genner verstarb, als Michael vierzehn war. Aber der Vater dürfte seinen Sohn stark geprägt und ihm als lebenslanges Vorbild gedient haben. So bleibt die Erwähnung seines Vaters auch eines der wenigen Details, die Genner in seiner Autobiografie von seinem Privatleben preisgibt.

Stattdessen fokussiert der Inhalt, der anekdotenreich und in kurzen Kapiteln erzählt wird, auf das politische Leben des Autors. Und dieses beginnt eben Ende der 1960er-Jahre, als Michael Genner in Wien zu studieren beginnt: Gemeinsam mit anderen organisiert er Demonstrationen gegen Ent-

lassungen in der Verstaatlichten Industrie, prangert gewalttätige Polizeübergriffe an und kämpft gegen staatliche Erziehungsheime, in denen physische und psychische Gewalt auf der Tagesordnung standen. Erst 1989, Genner beschreibt es als einen persönlichen Neuanfang, wendet er sich jenem Bereich zu, mit dem er vor allem heute in Verbindung gebracht wird: der Hilfe und Beratung von Flüchtlingen und dem Kampf gegen eine unmenschliche und menschenrechtswidrige Asylpolitik. Michael Genner gründet zuerst den Flughafensozialdienst und wird später Rechtsberater bei „Asyl in Not“, dessen Obmann er heute noch ist.

Das Buch erzählt die Geschichte eines stets politischen und kompromisslos geführten Lebens, den stetigen Kampf gegen ein undemokratisches System und damit gleichzeitig ein Stück österreichischer Geschichte. Genner selbst

beansprucht dabei freilich erst gar keine Objektivität in der Darstellung – es ist die Sichtweise von einem, der zwar gut vernetzt ist, aber stets am Rande agierte. Und er bedient sich der ihm eigenen Sprache, die auch manchmal ins Befremdliche kippt, dann beispielsweise, wenn in Kriegsmetaphern vom „Sturz des Ministers“, von „Desertion“ und „Selbstliquidierung“ erzählt wird. Da wundert es auch gar nicht, dass man an manchen Stellen über einzelne sicherheitsshalber vom Verlag geschwärzte Satzteile stolpert.

Michael Genner dokumentiert in seiner Biografie des politischen Aktivismus sein eigenes Tun und führt uns damit vor Augen, dass man sich mit bestehendem Unrecht nicht abfinden muss und Widerstand sich lohnt. Oder, wie Genner sagen würde: „Dass Aufstand Erfolg haben kann.“

Gerd Valchars



Wie Branka sich nach oben putzte.  
Eine Tragikomödie in drei Akten.  
Von Richard Schubert.  
Klagenfurt: Drava Verlag 2012.  
116 Seiten, EUR 16,80  
ISBN 978-3-85435-684-4

## Über die Gefahren der Reinheit

Eine mit stechendem Humor vorgetragene Satire, eine zunehmend surreale Theater-Soap mit dramatischer Komik, verzweifelten Ausbrüchen, schockierenden Freundlichkeiten und befreiender Gewalt.

Die Putzfrau Branka, meist ohne Familiennamen, aber mit Mann und Kind, trifft beruflich auf Mag. Isabella Moser, deren Leben und Streben so sehr von Schein und Einsamkeit geprägt sind, dass sie irgendwann mit ihrem Magistertitel, ihrer stilvollen Wohnung und ihren sanft polierten Möbeln verschmolzen ist. Branka putzt diese Wohnung und trifft dadurch auf die Abgründe der gepflegten, kürzlich vom Angebetenen verlassen und vom Intellektualismus geplagten neuen Chefin. Rasch kommen sich die bemüht korrekte PR-Frau und ihre „echte Ausländerin“ näher. Oder doch nicht?

Richard Schubert verpasst der Magistra Isabella alias Mabella Moser eine gehörige Portion unglückliche und unbeholfene AufsteigerInnen-Intellektualität und lässt die Putzfrau und ihre Familie geschickt und bodenständig gegen die manchmal gar plump formulierten kulturwissenschaftlichen Zuschreibungen ihrer GegenspielerIn antreten. Da sind wir LeserInnen versucht, uns

auf die Seite der humorvollen, stets unromantischen Lebenserfahrungen der Putzfrau zu schlagen und uns dabei den hilflosen Versuchen von Solidarität und Anbiederung der verbissenen Magistra gegenüber überlegen zu fühlen. Scheinbar gehören auch die Sympathien des balkanophilen Schriftstellers Schubert der „Roma und Sinti“-Figur. Zumindest scheinbar.

Denn dann teilen die Frauen plötzlich nicht nur ihre Geschichten und Lebenserfahrungen, sondern tauschen ihre Plätze. Branka wächst in Mabellas Wohnung hinein, befreit sich von ihrem „Frankfurter Schule“-Elektriker und nimmt sich, was es in Mabellas Leben zu holen gibt: die Männer, die Möbel, die Arbeit, den Poststrukturalismus und schließlich die Sprache. Die Putzfrau besetzt allerdings alle Rollen besser, ihr gelingt mühelos, was Mabella einst angestrengt angestrebt hatte. Sie, die Roma, die Migrantin, die von Kultur und Mann geschlagene Frau wird unabhängig, klug, erfolgreich. Vielleicht.

Doch während sich im Vordergrund die lebenserfahrene serbische „Roma und Sinti“-Putzfrau mit „Migrationshintergrund“ und die oberflächlich ehrgeizige Werbefrau und Kulturwissenschaftlerin ohne geborgenen Familienhintergrund um sexuelle oder intellektuelle Vorherrschaft balgen, verwandelt sich im Hintergrund der freundlich kecke Hausstaub. Da braut sich hartnäckig eine altbekannte schmutzige Geschichte zu Ordnung, Reinheit und Eindeutigkeit zusammen, mit Captain Clean als Hauptdarsteller. Oder wiederholt sie sich nur?

Wer gerne über sich, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, die Kulturwissenschaft, das Geschlechterverhältnis, den Poststrukturalismus oder die Frankfurter Schule ungeniert und ohne das stecken gebliebene staubige Gefühl im Hals lachen will, sollte dieses Stück besser nicht zu nahe an sich heran lassen.

Sabine Strasser

# MigrantInnen ins Museum!

Ausgehend von einem Symposium zu Fragen und Fallbeispielen rund um die Musealisierung von Migration, das 2010 im Wiener Museum für Volkskunde stattgefunden hat, haben Regina Wonisch und Thomas Hübel eine beachtliche Anzahl relevanter Stimmen und Texte versammelt.

Die von Regina Wonisch in der Einleitung angerissenen Debatten und Fragestellungen werden in dem Sammelband aus unterschiedlichen und – hierin liegt eine der Stärken des Buches – durchaus auch gegenläufigen Perspektiven beleuchtet. Praxiserfahrungen wie jene von Anja Dauschek, die einen Werkstattbericht zur Sammlung städtischer Migrationsgeschichte liefert, kommen genauso zu Wort wie kritische Ansätze dekolonialer (Andrea Meza Torres) oder repräsentationsgeschichtlicher Theorie (Christiane Hintermann). Grundvoraussetzung aller Texte aber ist, dass europäische Gesellschaften sich endlich als heterogene, in Bewegung befindliche Konstrukte begreifen und darstellen müssen.

Die Auseinandersetzung von Robin Ostow und Joachim Baur mit Migrationsmuseen in den USA (Ellis Island), Australien und Kanada jedoch zeigt, dass sich selbst dort, wo Einwanderung als bestimmendes und positiv besetztes Element des nationalen Narrativs gilt, nicht

alles in Harmonie auflöst: Zu Recht kritisieren beispielsweise afroamerikanische Communitys, dass der Kontext ihrer Einwanderung in die USA – die Sklaverei – in dieser Erfolgsgeschichte ausgeblendet wird.

Doch auch in Europa ist gibt es auf die Frage nach der adäquaten musealen Darstellung von Migration noch keine befriedigende Antwort. Im Gegenteil: Gerade hier offenbaren sich Institutionen oft in ihrem mehrheitsgesellschaftlichen Selbstverständnis, gerade hier müssen Antworten auf komplexe Fragen gefunden werden. Soll Migration als anthropologische Konstante dargestellt und damit die Konstitution des Migranten als Anderen unterlaufen werden oder birgt dies die Gefahr der Ausblendung politischer und ökonomischer Konflikte? Sollen migrantische Perspektiven in Museen und Dauerausstellungen eingeschrieben oder in eigenen Migrationsmuseen thematisiert werden? Leisten „Objekte der Migrationsgeschichte“ nur einer Kulturalisierung und Exotisierung Vorschub oder

ermöglichen sie eine stärkere Identifikation bisher ausgegrenzter Gruppen mit den Orten der historischen Erzählung? Der Band „Museum und Migration“ führt vor Augen, dass es auf all diese Fragen nicht eine gültige Antwort geben kann, dass es aber unabdingbar ist, sie vor jeder musealen Auseinandersetzung mit Migration zu stellen, und führt mit der Ausstellung „Gastarbeiter“<sup>[1]</sup> ein Beispiel an, in dem es gelungen ist, für viele dieser Konflikte tragfähige Lösungen zu finden.

Aus österreichischer Perspektive mutet einzig und allein seltsam an, dass zwar die Forderung nach der Präsenz von Frauengeschichte oder ArbeiterInnengeschichte in Museen stets als Analogie zur Migrationsgeschichte herangezogen wird, dass die doch zumindest diskussionswürdige gängige Etablierung jüdischer Museen als aus dem gesellschaftlichen Narrativ ausgegliederten Spezialmuseen aber nicht einmal problematisiert wird. —

Jessica Beer



REGINA WONISCH, THOMAS HÜBEL (Hg.)  
**Museum und Migration**  
Konzepte – Kontexte – Kontroversen

[transcript] » Kultur- und Museumsmanagement

[1] Eine Ausstellung der Initiative **Minderheiten** und des Wien Museums, 2004.

Museum und Migration.  
Konzepte – Kontexte – Kontroversen.  
Von R. Wonisch und T. Hübel (Hg.)  
Bielefeld: [transcript] 2012.  
232 Seiten, EUR 27,80  
ISBN 978-3-8376-1801-3

## Identität versus Integration

Ausgangspunkt der letzten Sommerlochdebatte war ein Gerichtsurteil des Landgerichts Köln. Ein vierjähriger muslimischer Junge war beschnitten und wegen Nachblutungen von seiner Mutter in die Notaufnahme gebracht worden. Der Arzt, der die Zirkumzision vorgenommen hatte, wurde angeklagt. Den Stein ins Rollen brachte aber erst ein Artikel des Strafrechtlers und Beschneidungsgegners Holm Putzke in der *Financial Times Deutschland*.

Die vorliegende Publikation geht sehr eindringlich auf diese Debatte ein. Im Vorwort warnt der Biologe Heinz-Jürgen Voß zu Recht davor, „dass aus einer Vermengung aus Vorurteilen und Unwissen ein gefährlicher Bodensatz zurückbleibt, der die ohnehin in der Bundesrepublik Deutschland verbreiteten Ressentiments gegenüber Jüd\_innen und Muslim\_innen sogar noch verstärkte“.

Fachgesellschaften verbreiten Anschauungen, die, wie Voß nachweist, nicht haltbar sind, wenn es etwa um die Komplikationsrate bei der Zirkumzision geht. Er kommt zu dem Schluss, dass bei steriler und fachlich geeigneter Ausführung Risiken sehr gering sind. Von Traumatisierung der Kinder ist die Rede oder von dem Verlust an Sensitivität der Eichel. Die Zirkumzision wird mit der weiblichen Geni-

talverstümmelung in einen Topf geworfen und mit medizinischen Interventionen bei Intersexuellen in Beziehung gesetzt. Es wird über Menschen- und Kinderrechte diskutiert, über die Unversehrtheit des Körpers, die vom Staat zu schützen ist, aber auch über das Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaften.

Der Antibeschneidungsdiskurs wird aber, das zeigt der Beitrag von Zülfukar Çetin und Salih Alexander Wolter, nicht von den Betroffenen geführt. Jüdische und muslimische Jugendliche haben eine Petition gegen das Beschneidungsurteil verfasst, da sie diese als einen unverzichtbaren Bestandteil ihrer Gruppenidentität sehen. Ihre Stimmen waren aber nicht so laut, wie jene der finanzkräftigen Elite, die in Zeitungen Anzeigen schalten konnten.

Die Autoren weisen darauf hin, dass die Beschneidungsdebatte als Teil des Integrationsdiskurses zu sehen ist. Es werde nicht gleichberechtigt diskutiert und man könne nicht körperliche Selbstbestimmung und Religion einfach gegenüberstellen. Die Diskussion finde in einem gesellschaftlichen Rahmen statt, der von normativen Setzungen und von Herrschaft geprägt ist. Vor allem die westliche, weiße, primär männliche, heteronormative und christlich/protestantische Gesellschaft würde sich aufgrund der Beschneidung von Muslimen und Juden bedroht fühlen. Unter dem Deckmantel der Menschen- und Kinderrechte verberge sich letztendlich antimuslimischer Rassismus und latenter Antisemitismus. —

Petra M. Springer

Zülfukar Çetin &  
Heinz-Jürgen Voß &  
Salih Alexander Wolter

**Interventionen**  
gegen die deutsche  
»Beschneidungsdebatte«



Interventionen gegen die deutsche  
»Beschneidungsdebatte“.  
Von Zülfukar Çetin, Heinz-Jürgen  
Voß und Salih Alexander Wolter.  
Münster: edition assemblage 2012.  
92 Seiten, Euro 9,80  
ISBN 978-3-942885-42-3

# stimme 87 >>

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

## Mode Zugehörigkeit und Abgrenzung

Mode schafft Identität, Mode betont Unterschiede. Mit den Kleidungs-codes bekennen wir uns zu einer Religion, einer (politischen) Szene oder einer „Heimat“ oder grenzen uns von diesen ab. Zunehmend wechseln wir aber mit Unterstützung der Mode auch Identitäten oder spielen mit diesen. In der Sommer-Ausgabe der Stimme suchen wir u. a. Antworten auf die Fragen: Wer trägt was, wann und aus welchem Grund?

# stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: [office@initiative.minderheiten.at](mailto:office@initiative.minderheiten.at)

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:  
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-  
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-  
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-  
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar  
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001  
[abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)  
[www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)  
[www.zeitschrift-stimme.at](http://www.zeitschrift-stimme.at)

# ZEIG, WAS DU KANNST!

NEBA  
SCHNUPPER  
TAGE

Bankwesen

Sozialarbeit

Webdesign

Gastronomie

Die NEBA-Schnuppertage finden vom 17. Juni bis zum 19. Juli 2013 in ganz Österreich statt. Du hast die Möglichkeit, einen Tag im Beruf Deiner Wahl zu verbringen und wertvolle Kontakte für die Zukunft zu knüpfen.

Jetzt anmelden unter

Für Jugendliche mit Vermittlungshindernissen bis zum 25. Lebensjahr – beschränkte Teilnehmer/innenanzahl

[www.neba.at/schnuppertage](http://www.neba.at/schnuppertage)



NEBA ist eine Initiative des Bundessozialamtes



BUNDESSOZIALAMT

Bezahlte Anzeige

